# HAMMERSCHLÄGE UND HISTORIEN

Johannes Scherr

# Hammerschläge und Historien.

Von

## Johannes Scherr.

Neue Folge.

Zürich.
Verlag von Cäsar Schmidt.
1878.

Vita nostra plena bellis,
Inter hostes, inter arma
More belli vivitur:
Nullae luces absque pugna,
Nullae noctes absque luctu
Terrae dantur filiis.

Sed timoris omnis expers
Stabo firmus inter arma,
Nec timebo vulnera;
Non morabor hostis iras,
Non timebo publicasve
Callidasve machinas.

„Vita bellum" (A. D. 1170?)

# Inhalt.

# Genesis, Geist und Gestalt

der

# neuzeitlichen Geschichteschreibung.

Eine Gelegenheitsrede.

Zwei thatkräftige Aeußerungen menschlicher Geistesthätigkeit sind aus der realistischen Grundstimmung unserer Zeit hervorgegangen: die naturwissenschaftliche und die geschichtewissenschaftliche Arbeit.

Die bezeichnete, wesentlich auf praktische Ziele gerichtete Zeitstimmung hat die intellektuelle Thätigkeit, welche vorzugsweise auf der Phantasie beruht, mehr in den Hintergrund gedrängt, woher in unseren Tagen der Mangel eines wahrhaft schöpferischen Wirkens der Poesie.

Anders in jenem großen Zeitraum, welchen man das Mittelalter zu nennen pflegt. Denn dazumal wurde ja die Verstandesarbeit so sehr

von der Phantasiethätigkeit überwogen, daß auch die Geschichteschreibung zu einem großen Theil in Dichtung sich verwandelte. Im Mittelalter war die Geschichte in der That die „fable convenue“, als welche sie dem Napoleon bekanntlich überhaupt erschien.

Alle civilisirten Völker Europa's hatten vom 9. Jahrhundert an ihre Zeitbücherschreiber. Frankreich besaß deren sogar vom 6. Jahrhundert herab in ununterbrochener Folge. Aber die Berichte dieser Chronisten sind so sehr vom Legendenwust überwuchert, daß es der modern-kritisch-historischen Scheidekunst noch lange nicht überall gelungen ist, denselben zu beseitigen und hinter dem goldenen oder auch bleiernen Nebel der Sage die geschichtliche Wirklichkeit zu finden und klarzustellen. Wer an Wunder glaubt, der sieht auch welche, und inbetreff der Glaubenskraft ließen die mittelalterlichen Zeitbücherschreiber wahrlich nichts zu wünschen übrig. Die Nachahmung der antiken, d. h. römischen Historiker, insbesonders des Livius, auf welche wir bei den gebildeteren

dieser mönchischen Chronisten stoßen, änderte hieran um so weniger, als ja, wie jeder weiß, an ihrem genannten Vorbilde das Organ der Köhlergläubigkeit ebenfalls im höchsten Grade ausgebildet gewesen war. Die Märchen- und Wundersucht, wie sie der mittelalterlichen Gesellschaft zu Fleisch und Blut geworden und bei dem damaligen Kulturzustande dazu hatte werden müssen, spann sich in der Historik bis in's 16. Jahrhundert herab. Als ein recht schlagendes Beispiel hiervon erinnere ich an die Aufzeichnungen der spanischen Conquistadoren, welche mit Cortez nach Anahuak und mit Pizarro nach Peru zogen. Mit überzeugungsvoller Naivität erzählen sie uns, wie sie, während sie Massen von nackten Indianern niederritten und niederhieben, die beiden Lieblingsheiligen Spaniens, San Jago und San Miguel, leibhaftig vor ihnen herreiten und ihnen vorfechten sahen. Um kurz zu sein: die mittelalterliche Geschichteschreibung, ein Produkt ihrer Zeit, war also keine Geschichtewissenschaft, sondern, so ich mich richtig ausdrücke, nur ein Geschichteglaube,

d. h. im ganzen und großen nur ein kritikloses Aufnehmen und Weiterbieten von Ueberliefertem. In vielen Fällen war sie freilich noch anderes und schlimmeres, nämlich eine namentlich zu hierarchischen Zwecken begangene, mehr oder weniger feine oder grobe Fälschung. Auch zu angeblich patriotischen Zwecken zu phantasiren und zu fälschen, nahmen mittelalterliche Chronisten keinen Anstand. Als ein recht schlagendes Exempel bietet sich die Entwickelung, d. h. Ausdichtung der schweizerischen Tellsage dar.

Im 14. Jahrhundert vollzog sich der Zersetzungsproceß der mittelalterlichen Weltanschauung und Gesellschaft. Im Verlaufe des 15. wurde dann mälig die Kultursaat einer neuen Zeit bestellt. Durch socialpolitische Umgestaltungen, welche das Lehensystem zu Falle brachten, durch große physikalische Findungen und große geographische Entdeckungen kündigte sie sich an. Die hemmenden Fesseln wurden gesprengt, in welchen die Autorität der unzulänglichen antiken Erd- und Naturkunde die Geister nahezu anderthalb Millennien lang

festgehalten hatte. Bevor das 15. Jahrhundert zu Ende ging, hatte Guttenberg jene unansehnliche und doch so gewaltige „schwarze Bande", welche der Civilisation die weite Welt erobern sollte, organisirt und in Marsch gesetzt und hatte Kolon der Erdkugel ihre zweite Hälfte hinzugefügt, fünfnndvierzig Jahre bevor Köpernik, wie er sich schön und wahr ausdrückte, „die Sonne als die Weltleuchte in der Mitte des großen Naturtempels auf ihren königlichen Thron setzte, von welchem her sie die ganze Familie der kreisenden Gestirne lenkt". Und es kam die Zeit, wo der Genius von Hellas, mittels der humauistischen Studien aus Elysion heraufbeschworen, in eine mit dunkeln Kutten verhangene Welt hellende Schönheitsstralen warf — die Zeit, wo der kampffreudige Hutten jubelte: „O Jahrhundert! die Geister erwachen, die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust zu leben!" . . . die Zeit, wo der Luther wider Papst und Kaiser standhaft seine Thesen behauptete und der Zwingli, der geistvollste der Reformatoren, seine Ueberzeugungen glorreich mit seinem Blute besiegelte.

Es bedarf keines Nachweises, daß auch die Geschichteschreibung den reformatorisch-realistischen Zug einer Epoche, welche die „freie Forschung“ auf ihre Banner geschrieben hatte, stark verspüren mußte. Man braucht, um den Vorschritt gewahr zu werden, nur die Zeitbücher eines Sebastian Frank und eines Turmair-Aventin mit denen ihrer Vorgänger zu vergleichen.

Aber die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und das 17. brachten unter Kriegstrübsalen, welche manche Gegenden Europa's zeitweilig in die Barbarei des Naturzustandes zurückwarfen, den großen Rückschlag. Der Protestantismus wurde seinem eigenen Princip untreu und fiel in Folge dessen in den starren und seellosen Dogmatismus zurück, gegen welchen er früher aufgestanden war. Die wissenschaftlichen Errungenschaften der Renaissance kamen in Gefahr, durch die ungeheuren Staubwolken, welche ein kleingeistig-zänkischer Theologismus aufwühlte, wieder verdunkelt zu werden, und das Unheil wurde nur abgewandt durch große von seiten der mathe-

matischen und physikalischen Forschung erzielte Resultate. Diese ermöglichten das sicherere Vorschreiten des modernen Skepticismus und Kriticismus, welcher als seine Pfadfinder und Wegbahner einen Rabelais, einen Montaigne, einen Cherbury vorgeschickt hatte und dann durch Bacon und Descartes systematisch formulirt wurde.

Ausgemacht ist: nicht der Glaube, d. h. die Hingabe an fürwahrgehaltenes Unbegriffenes und Unbegreifliches, das blinde Hinnehmen von Gegebenem, das denkträge Beharren beim Herkömmlichen, nein! sondern vielmehr der Zweifel mit seinen beiden erlauchten Töchtern, der Untersuchung und der Toleranz, er war allzeit und überall die große Triebfeder jeder Kulturbewegung in der menschlichen Gesellschaft. Er war es auch, welcher in der Historik den übermäßigen und hemmenden Respekt vor der Vergangenheit auf das richtige Maß zurückführte und den durch Entfernung und Unkenntniß gewobenen Glorienschein der angeblich „alten, guten, frommen“ Zeit erblassen machte.

Durch die ganze Geschichte der menschlichen Gesellschaft — man heißt sie mit gewohnheitsmäßiger Anmaßung die Weltgeschichte — zieht sich der unendliche Kampf zwischen zwei großen Principien: Herrschaft und Freiheit, Dogmatismus und Kritik. Aber heftiger, umfassender und unerbittlicher als jemals entbrannte dieser Kampf im 18. Jahrhundert. Auch auf dem Felde der Geschichte, welche bislang, wie alle übrigen Wissenschaften, unter dem drückenden Bann und Zwang der klerikalen Macht gestanden hatte. Diesen Bann und Zwang festzuhalten und neu zu kräftigen, hatte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hin der berühmte Bischof von Meaux, Jacques Bossuet, unternommen, indem er mit Aufbietung seiner glänzenden Redegabe im hierarchischen Sinn als Gesetzgeber der Universalhistorik auftrat („Discours sur l'histoire universelle", 1681). Gegen diesen Versuch, die mittelalterliche Anschauung, verquickt mit den Eingebungen eines Sultanismus, wie er durch Ludwig den Vierzehnten gehandhabt wurde, in die

angebrochene neue Zeit herüberzupflanzen, stellte der Kriticismus einen kräftigen und kühnen Kämpfer in der Person von Pierre Bayle. Durch diesen wurde so entschieden, wie durch keinen vor ihm, eine vorurtheilslose Kritik in die neuzeitliche Geschichteschreibung eingeführt.

Auf solcher Basis — durch die Bemühungen der englischen „Freidenker" namentlich nach der religiösen Seite hin erweitert — baute dann Voltaire weiter, ein Mann, welchen, aller ihm anhaftenden Makel und Mängel ungeachtet, zu mißachten oder gar zu verdammen heutzutage nur noch der Dummheit oder Unwissenheit erlaubt ist. Er hat seinen zerstörerischen Witz zu einer weltgeschichtlichen und zwar wohlthätig, weil aufräumend und luftreinigend wirkenden Macht erhoben; allein keineswegs war er ein bloß verneinender Geist. Einen Beweis für sein auch positives Wirken gibt schon die Thatsache her, daß er zu einer Zeit, wo die Volkswirthschaftslehre noch in den Windeln lag, mit allem Nachdruck den großen Grundsatz des Freihandels geltend zu machen suchte. Die grellen Mängel

seiner geschichtlichen Werke sind dermalen leicht nachzuweisen, aber diese Werke haben — und zwar den übrigen weit voran der mit Recht hochberühmte „Essai sur les moeurs et sur l'esprit des nations“ — trotzdem außerordentlich anregend und bahnbrechend eingegriffen, gerade wie nachmals in Deutschland die historischen Arbeiten Schillers. Der Auffassungs- und Darstellungsweise geschichtlicher Probleme durch Voltaire hatte man es zu danken, daß der Geschmack an historischen Studien mehr und mehr sich verbreitete und daß die Geschichte anfing, aus einer Geschichte der Könige, das heißt aus einer bloßen Hof-, Kabinetts- und Kriegsgeschichte, eine Geschichte der Völker, eine Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu werden. War doch Voltaire recht eigentlich der erste Historiker, welcher sich bemühte, zu zeigen, daß die sogenannte Weltgeschichte nicht das Produkt der List oder Gewalt, nicht das Machwerk rein persönlicher Willkür sei, sondern vielmehr das nothwendige Ergebniß der materiellen, ideellen und sittlichen Lebensmächte. Dieselbe Richtung ver-

folgte Voltaire's Landsmann und Zeitgenoß Montesquieu, indem auch er statt bloßer Kriegs- und Hofhistorien die Geschichte der Civilisation zu schreiben strebte.

Ich finde es überflüssig, zu betonen, das bislang Gesagte sei wesentlich im universalhistorischen Sinne zu nehmen. Denn für die Specialgeschichte einzelner Länder, Ereignisse und Zeiträume war ja schon früher manches Treffliche geleistet worden. So, beispielsweise zu reden, bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch Machiavelli für die florentinische Geschichte; so gleichzeitig oder wenig später für die Geschichte Spaniens durch die Mendoza, Zuniga und Zurita; so im 17. Jahrhundert für die Geschichte ihres Landes und ihrer Zeit durch englische Staatsmänner und Memoirenschreiber wie Clarendon, Temple und Burnet. England, welchem in Folge des Zusammenwirkens verschiedener glücklicher Umstände von allen größeren Staaten Europa's allein gegönnt war, mittels zwei gelungener Revolutionen die kirchliche Reform auch politisch fruchtbar zu machen

und an die Stelle des mittelalterlichen Feudalstaates nicht den modernen, in Frankreich ausgebauten absoluten Polizeistaat, sondern ein aristokratisch-konstitutionelles Staatsgebäude zu setzen, — England mit seinem realistischen Sinn, seinem praktischen Schick und seinem alle Stände durchdringenden, hochbewegten öffentlichen Leben war auch der rechte Boden, wo eine aus den Banden des kirchlichen und staatlichen Dogmatismus gelös'te Geschichteschreibung gedeihen konnte. Daß sie im Verlaufe des 18. Jahrhunderts dort wirklich so gedieh, bezeugen Werke, wie sie der verstandesscharfe Pragmatismus Hume's und der auf der Bildungshöhe seiner Zeit stehende Gibbon schufen, der letztgenannte in seiner Weise des modernen historischen Kunststils Vollender, wie das für die Historik des Alterthums in seiner Art Tacitus gewesen war.

Was Deutschland angeht, so kommt, wie jedermann weiß, der Schweiz die Ehre zu, den Mann geboren zu haben, der nach dem preiswürdigen Vorangange von Justus Möser es

unternahm, nicht vom Sitzpunkt eines stuben-gelehrten Pedanten, sondern vom staatsmännischen Standpunkt aus Geschichte zu schreiben. Die „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten“ von Johannes von Müller waren in der deutschen Literatur das erste Werk, in welchem die Universalhistorie nicht allein mit ausreichendem Wissen, sondern auch mit Geist und Formsinn behandelt wurde. Vier Jahre sodann nach dem Erscheinen von Gibbons unvergänglichem Meisterwerk erschien der erste Band von Müllers „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“, im Gehalt und in der Form eine epochemachende Leistung. Es ist bekanntlich gar nicht schwer, mittels des seither unermesslich bereicherten und vervollkommten krititischen Werkzeugs unserer Tage die vielen Unzulänglichkeiten und groben Irrthümer von Müllers Arbeit aufzudecken, wie denn ja jetzo der Nachweis erbracht ist, daß seine ganze Darstellung der Anfänge schweizerischer Eidgenossenschaft hinfällig geworden. Auch ist wahr, daß man sein Bedauern nicht verhehlen kann, hinter

der Maske taciteischen Stils, welche Müller affektirt vorzustecken liebte, keineswegs die festen Charakterzüge taciteischer Mannhaftigkeit zu erblicken, sondern nur die gedunsenen und zerflossenen Linien der Charakterlosigkeit. Aber trotz alledem heißt es nur gerecht sein, so man anerkennt, daß Müller um die Wissenschaft, um sein Heimatland und um die deutsche Literatur bleibende Verdienste sich erworben habe.

Man merkt der Thätigkeit Müllers als Historiker überall an, daß sie in eine Zeit fiel, wo die große geistige Bewegung, deren Summe Göthe und Schiller in Schöpfungen von ewiger Schönheit gezogen haben, in vollem Zuge war. In einer Zeit, wo die lessing'sche Kritik und die kant'sche Philosophie das ganze Kulturleben der Völker deutscher Zunge mit neuen Lebenssäften schwellten. In einer Zeit, wo auch die Naturwissenschaften so energisch wie bisdahin noch nie eine Arbeit anhoben, welche seither einen Triumph an den andern gereiht hat. Ein Frühling der Begeisterung und Verjüngung war über dem gealterten

Europa aufgegangen und alle guten und besten Menschen berauschten sich in kosmopolitisch-demokratischen Hoffnungen, welche die siegreiche Gründung der großen Republik jenseits des atlantischen Oceans und die Anfänge der französischen Staatsumwälzung geweckt hatten. Aber die Ernüchterung blieb nicht aus. Die Uebersetzung der Kosmopolitik in's Französische, d. h. die Verkehrung des weltbürgerlichen Ideals in die Wirklichkeit des napoleonischen Weltdespotismus, sie brachte die Völker zu sich selbst zurück und trieb sie an, innerhalb der Schranken der Nationalität ihr eigenes Wesen verstehen und achten zu lernen, um dann mit am Heimischen geübtem Forschungseifer zum besseren Verständniß von Fremdem zu gelangen.

Wie die Poesie, wie die Politik diesem Zuge folgte, so auch die Geschichtewissenschaft; aber diese mit ganz anderem, mit weit glücklicherem Erfolg als jene. Denn während die Poesie der „Umkehr" oder, wie sie dazumal hieß, der Romantik zumeist nur Kränkliches und Zwitterhaftes

zuwegebrachte und während die Staatsweisheit der Restaurationsperiode in gänzlicher Verkennung und Mißachtung der Bedürfnisse und Forderungen der Zeit nur jammersälige Flick- und Unterdrückungsarbeit trieb, gelangte ihrerseits die Geschichtewissenschaft vermöge der liebevollen Hingabe, womit sie sich in die Erforschung der Vergangenheit versenkte, zu dem Resultat, daß es unmöglich wäre, die Gesellschaft auf überwundene Standpunkte zurückzuschrauben, und daß das Vorwärtsschreiten der Menschheit eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit sei.

Allgemein bekannt ist, daß und wie die philologisch-historische Kritik, welche in Deutschland durch den großen Philologen Friedrich August Wolf und durch den großen Historiker Barthold Georg Niebuhr begründet worden, auf die geschichtlichen Studien von ganz Europa befruchtend gewirkt hat. Ebenso die Art und Weise, wie die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm und ihre Mitstrebenden die germanische Alterthumskunde stifteten und förderten. Die Völkersolidarität, in der Politik

nur ein schöner Traum, ist in der Wissenschaft eine vollzogene Wirklichkeit. Denn nur durch das rastlose und hilfreiche Zusammenwirken aller Faktoren europäischer Geschichtewissenschaft ist es ja gelungen, das riesige Material, die ungeheure Fülle vom Schutt und Rost der Jahrhunderte gesäuberter Thatsachen herbeizuschaffen, welches und welche den allmäligen Aufbau einer wirklichen Geschichte des menschlichen Geschlechtes zu einer Möglichkeit machen.

Diese Möglichkeit hat schon vor nahezu hundert Jahren der universelle und feinfühlende Instinkt Herders geahnt, als der Mann seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ niederschrieb. Das berühmte Buch muß, wenigstens in seiner Absicht und Anlage, noch jetzt hochgehalten werden als ein gelungener Versuch, den menschheitlichen Entwickelungsproceß philosophisch zu begreifen und darzulegen. Freilich wurde mit der sogenannten Philosophie der Geschichte seither viel Mißbrauch getrieben, indem sich, namentlich seit Hegel, gar manche „mit wenig Witz und viel Behagen“

daran machten, die Geschichte zu „konstruiren“, wie sie es nannten, d. h. unter die Schablone dieses oder jenes Philosophems zu zwängen, welches gerade in der Mode. Das gemeinsame Merkmal solcher mehr oder weniger geistreicher oder auch geistarmer Experimente ist die Willkür, womit historische Thatsachen zum Zwecke der Beweisführung herbeigezogen oder aber ohne weiteres ignorirt, auch nach Bedarf zugestutzt, beleuchtet oder verdunkelt werden, — eine Willkür, von welcher die angebliche Geschichtephilosophie des Franzosen Comte wohl das abschreckendste Beispiel darbieten dürfte. Viel erquicklicher, als derartige Konstruktionen und Schablonisirungen sind, ist die exakte und geduldige Forschung, welche den Stufengang der Kulturarbeit unseres Geschlechtes mehr und mehr klargestellt hat. Wenn uns die Naturwissenschaft den Rückblick in eine Millionen von Jahren umfassende Entwickelung der Geschichte unserer Erde aufthat, so erweiterte nach bescheidenerm Maßstab die neuere Geschichtewissenschaft den rückwärts liegenden Gesichtskreis der Geschichte

der Menschheit um Jahrhunderte, sogar um Jahrtausende. Der archäologische Entwickelungseifer, begleitet von seiner preiswürdigen Dolmetschin, der vergleichenden Sprachenkunde, und von seiner treuen Mystagogin, der vergleichenden Religionskunde, ist erobernd und erntend in Gebiete vorgedrungen, die unseren Vorfahren entweder noch ganz verschlossen oder wenigstens ganz räthselhaft waren. Der klassischen Philologie und Archäologie gesellten sich wetteifernd die germanische, die keltische, die slavische und die orientalische. Am Nil wurde das Sphinxräthsel der Hieroglyphenschrift gelöst und gab, vom Morgensonnenstral abendländischer Wissenschaft berührt, Memnon einen hellen Klang. Ungefähr zur selbigen Zeit, wo aus den Trümmerhügeln am Euphrat und Tigris die kolossalen Gebilde uralt-babylonisch-ninivitischer Architektur und Sculptur, sowie ganze Bibliotheken keilschriftbedeckter Ziegeln zu Tage gefördert wurden, entdeckte man in den schweizerischen Seen die Ueberreste jener „Pfahlbauten", welche von Kulturanfängen zeugen, die über die Marken unserer bisherigen

historischen Kenntniß hinausliegen, und nicht minder sind zu dieser Zeit in den Urwaldwildnissen von Guatemala, Yukatan und Honduras staunenswerthe Denkmäler einer Bau- und Bildnerkunst aufgefunden oder wenigstens genauer untersucht worden, welche beweisen, daß in jenen Ländern ein nachmals räthselhaft vom Erdboden verschwundenes Volk civilisatorisch thätig gewesen sein müsse, voraussichtlich schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, obzwar nicht, wie man voreilig anzunehmen geneigt war, schon zur Zeit, wo in den Gebirgen von Baktrien Zarathustra die Grundgedanken des wunderbar großartigen Religionsgedichtes vom Weltkampf zwischen Ormuzd und Ahriman ersonnen und verkündigt hat . . . . .

Einer Rede, welche in den Rahmen einer flüchtigen Stunde gebannt ist, wird man nicht zumuthen wollen, daß sie von der Entwickelung der neuzeitlichen Historik im Einzelnen handle. Um aber die Summe von Arbeit und Ergebnissen auf diesem Felde wenigstens andeutungsweise zu bezeichnen, brauche ich bloß daran zu erinnern,

was die letzten siebzig Jahre her für die Geschichtewissenschaft und für die Mehrung und Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse gethan worden. So in Italien, für dessen Geschichte im vorigen Jahrhundert der riesenhafte Sammlerfleiß eines Muratori und der erleuchtete Freisinn eines Giannone so viel geleistet, durch Colletta, welcher den Ruhm Machiavelli's erneuerte und den seines Zeitgenossen Botta übertraf, sowie später durch Historiker wie Amari, Capponi, La Farina, Villari und Massari. So in Spanien durch Munoz, Toreno, Navarrete, Quintana, La Fuente und Tapia; in Frankreich durch Sismondi, Guizot, Michelet, Barante, Tocqueville, Mignet, Thiers, Thierry, Martin und Taine; in Schweden durch Geijer und Fryxell; in Russland durch Karamsin und seine Nachfolger; in Polen durch Lelewel; in England durch Makintosh, Lingard, Hallam, Macaulay, Grote und Froude; in Nordamerika durch Sparks, Bancroft, Prescott und Motley. Auch in Deutschland ist seit den Tagen Müllers, Spittlers und Heerens der Aufschwung

geschichtlicher Forschung und Darstellung ein außerordentlicher geworden. Was alles für die Sammlung und Sichtung der Quellen unserer Nationalgeschichte geschehen, bezeugen großartig die „Monumenta Germaniæ historica“. Zwei Namen aber sind es vorzugsweise, an welche zwei verschiedene Richtungen der Auffassung und des Vortrags der Geschichte sich anlehnen. Jedermann erräth, daß Schlosser und Ranke genannt sind, zwei Gelehrte also von vorragender Begabung, umfassendem Wissen, tiefem Blick und zweifelloser Redlichkeit. Die schlosser'sche Weise hat man als eine subjektive, die ranke'sche als eine objektive bezeichnet. Man kann jene auch kennzeichnen als die moralisirende, diese als die diplomatisirende. In ihren Eigenheiten wurzeln auch die Mängel der beiden berühmten Historiker. Schlossers eminente sittliche Energie vermag uns nicht immer dafür schadlos zu halten, daß in seinen Werken das Weltgericht der Weltgeschichte zu eintönig-grämlich, ich möchte fast sagen zu polternd sich kundmacht, während umgekehrt Ranke's

vornehm-kühler Stil häufig genug eine anfröstelnde Lässigkeit des sittlichen Urtheils verspüren lässt. Beim Schlosser verschwindet der Historiker allzu oft hinter dem Moralprediger, der noch dazu mitunter an den gutmüthigen Polterer der Komödie gemahnt. Beim Ranke verbirgt sich der Professor nicht selten völlig hinter dem Hofmann, welcher nur Höfe und Kabinette kennen will, allem Volksmäßigen ängstlich aus dem Wege geht und die Essenz der Geschichte nur in den Berichten der Diplomaten suchen zu müssen und finden zu können wähnt. Ganz abgesehen jedoch von den übrigen Vorzügen dieser beiden Forscher und Darsteller, sind ihre Arbeiten schon darum höchst bedeutungs- und verdienstvoll, weil sie stark entwickelte Keime einer Gestaltung der Historik enthalten, welche schon die Gegenwart eifrig pflegt und die Zukunft zur Blüthe und Reife bringen wird. Ich verstehe darunter natürlich die von Schlosser sowohl als von Ranke nachdrücklich betonten kulturgeschichtlichen Elemente.

In Wahrheit, es dürfte heutzutage jedem

Wissenden klar geworden sein, daß die Geschichte, falls sie ihren hohen Beruf erfüllen soll, wesentlich Kulturgeschichte sein müsse. Denn nur diese vermag das eigentliche und innere Wesen und Leben der Nationen zu begreifen und zu veranschaulichen, nur sie hat den Willen und das Vermögen, den wirklichen Führern und Wohlthätern der menschlichen Gesellschaft gerecht zu werden, während die frühere Historiographie vorzugsweise nur mit den Drängern und Quälern der Menschheit sich beschäftigte. Von den Völkern war, so zu sagen, nur ganz beiläufig die Rede. Man erfuhr bloß, daß sie zu büßen hatten, was die Könige sündigten.

Was ist aber Kulturgeschichte? Nichts anderes als eine Naturgeschichte der Menschheit, etwa in dem Sinne, in welchem Alexander von Humboldt eine Weltgeschichte der Natur zu schreiben unternommen hat. Will man das Ziel der Kulturhistorik in eine idealistische Höhe hinaufstecken, so kann man sagen und hat man auch wirklich gesagt, ihre höchste Aufgabe sei, die Gesetze der Menschheit zu finden und festzustellen, wie die Naturwissenschaft

die Gesetze der Natur gefunden und festgestellt habe. Annähernd mag in ferner Zeit dieses Ziel erreicht werden, aber auch nur annähernd. Und sollte nicht bei der Absteckung desselben, wie sie namentlich durch den die Irrwege Comte's breittretenden Engländer Buckle und dessen Nachtreter verlangt und befürwortet wurde, ein Grundirrthum mituntergelaufen sein? Dieser nämlich, daß die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft als ein lediglich physischer Proceß gefasst wurde. Sie ist aber zugleich und eben so sehr ein ethischer. Die Menschengeschichte hat es nicht allein mit bloßen Naturdingen zu thun, wie die Naturgeschichte, sondern auch mit Persönlichkeiten, mit Charakteren, mit denkenden und handelnden Wesen, welche sich keineswegs so mir nichts dir nichts unter die naturgeschichtliche Schablone bringen lassen wie Steine, Pflanzen und Thiere. Indem man das dennoch versuchte, ist man nur dazu gelangt, aus hypothetischen Voraussetzungen vorschnelle Schlußfolgerungen zu ziehen, welche unschwer ad absurdum zu führen sind, in besonders geist- und lichtvoller

Weise aber in ihrer ganzen Unzulänglichkeit hingestellt wurden durch den Belgier Laurent. In der That, nichts kann verkehrter sein, als die materialistische Doktrin der strikten Observanz auf die Geschichte der Menschheit anwenden zu wollen. Denn diese ist keine statistische Tabelle mit so viel oder so viel Rubriken, sie ist auch kein naturgeschichtliches Kompendium, sondern sie ist ein in rastloser Entwickelung begriffenes Drama, dessen Peripetieen und Katastrophen nicht so genau vorausberechnet werden können wie die Wege der Gestirne, weil die Motive dieses Drama's, die menschlichen Leidenschaften, gute und böse, unberechenbar sind und weil das von Zeit zu Zeit sich offenbarende menschliche Genie der ganzen Handlung oft plötzlich eine Wendung gibt, welche jeder Vorausberechnung spottet.

Wenn nun also vor überstiegenen Hoffnungen, welche man von gewisser Seite her auf die neuzeitliche Geschichtewissenschaft zu bauen geneigt ist, gewarnt werden muß, so soll doch nicht verschwiegen sein, daß die Historik heute wie eine

vielseitigere und schwierigere, so auch eine fruchtbarere und lohnendere Arbeit zu thun habe als vormals. Denn es handelt sich nicht mehr bloß darum, Staatsaktionen und Hofceremonien, Verhandlungen und Verträge, Schlachten und Friedensschlüsse, kurz, alle die äußerlichen Symptome des weltgeschichtlichen Processes zu beschreiben; sondern es gilt, zu den Ursachen hinabzusteigen, d. h. die gesammten intellektuellen und materiellen Elemente, Motive und Momente, welche bei diesem Processe thätig sind, im Einzelnen zu erforschen und in ihrem Zusammenwirken aufzuzeigen. Dem Kulturhistoriker ist es z. B. unendlich viel wichtiger, die Umwandelungen nachzuweisen, welche durch die Einführung der Kartoffel im Ackerbau und folglich in der ganzen socialen Entwickelung Europa's zuwegegebracht wurden, als etwa allen Fäden der Intriken nachzuspüren, mittels welcher Kaunitz die Madame Pompadour bewog, ein französisches Heer nach Roßbach zu schicken. Es ist ihm auch viel bedeutsamer, die geräuschlose, aber mächtige Umwälzung zu verfolgen, welche durch den Gebrauch

der Blitzschrift in die Politik eingeführt wurde, als etwa den Wortlaut dessen zu errathen oder nicht zu errathen, was i. J. 1813 Napoleon und Metternich bei ihrer Zusammenkunft in Dresden mitsammen unter vier Augen gesprochen haben. Für den Kulturhistoriker ist weder scheinbar Größtes überwältigend, noch scheinbar Kleinstes zu unbedeutend. Denn weil er stets hinter dem veränderlichen und rasch wechselnden Schein der Dinge das beharrliche und ewige Sein sucht, lernt er von den Ursachen auf die Wirkungen schließen und demnach die Erscheinungen nach ihrem wirklichen Werthe schätzen.

Es ist selbstverständlich, daß öffentliche Urkunden und Staatsschriften aller Art der Historik nicht allein dienstbar, sondern unentbehrlich sind. Nicht minder nöthig sind, um auch nur das Skelett der Geschichte herzustellen, die Nachweise der Statistik und Volkswirthschaftslehre. Aber wenn das Skelett mit der Muskulatur, dem Geäder und dem Fleische des Lebens umkleidet werden soll, so muß der Geschichtsschreiber viel weiter

ausgreifen und sein Material sehr bedeutend vermehren. Die geographischen und klimatischen Lebensbedingungen der Völker, die guten Triebe und schlimmen Neigungen der Menschen, die Anschauungen, Sitten, Gewohnheiten und Interessen der verschiedenen Stände und Berufsklassen, die landwirthschaftliche, gewerbliche und kommercielle Thätigkeit in ihren mannigfachen Regungen und Folgen, die Mittel und Einwirkungen der Erziehung, die Bildung der Rechtsbegriffe und ihre konkreten Gestaltungen, die Entstehung, die Vorschritte und die Einflüsse der Wissenschaften und Künste, die Ausprägung der Denkweisen und Stimmungen der Nationen und Zeiten in den Literaturen und die Rückwirkung dieser auf jene, — zuletzt, aber nicht als das Letzte, die Entfaltungen und Wandelungen der religiösen Idee in Dogmen und Kulten: ja, dies alles, also die gesammte Kulturarbeit, hat der Historiker nicht etwa bloß nebenbei zu berücksichtigen, nein, das Zusammenspiel dieser Kräfte soll er als den eigentlichen Kern der Geschichte fassen und zur Anschauung bringen.

In je höherem Grade ihm dies gelingt, mit je größerer Deutlichkeit er sich selbst und anderen das ewige Werden, Wachsen, Wandeln, Welken und Wiederblühen der Menschheit klarzumachen versteht, um so mehr ist er nicht, wie man ihn genannt hat, ein „rückwärts gewandter“, sondern vielmehr ein vorwärts zeigender Prophet.

Der von mir gekennzeichnete oder wenigstens angedeutete Geist der neuzeitlichen Geschichtekunde bedingt und bestimmt folgerichtig auch die Gestalt des mündlichen und schriftlichen Vortrags derselben. Wahrheitseifer und Gerechtigkeitssinn machen natürlich mitsammen die Grundbedingung dieses Vortrages aus. Allein die Objektivität des Historikers sei keine einseitige, so daß sich — wofür ja der Beispiele genug sich beibringen ließen — hinter der Maske derselben die Züge der subjektivsten Einbildung und Parteilichkeit verstecken. Die mit Recht geforderte Unparteilichkeit des Geschichtelehrers oder Geschichteschreibers soll auch keine mühsam erkünstelte Theilnahmelosigkeit sein. Er erzähle nicht, bloß um zu erzählen; er belehre,

rege an und überzeuge. Belebt sei sein Wort und Leben schaff' es, Hörer und Leser für die idealen Güter der Menschheit erwärmend. Eine seiner schönsten Pflichten ist, die Jugend gegen das Gemeine und Schlechte zu waffnen, für das Rechte und Schöne zu gewinnen und die Glut der Vaterlandsliebe in ihren Herzen anzufachen. Und auch ein Stück Künstler soll und muß der Historiker sein. Denn unsere Zeit, welche ja überhaupt ganz entschieden fordert, daß der Schatz des Wissens nicht mehr bloß den Gelehrten Zinsen trage, sondern vielmehr ein Betriebskapital für das Leben sei, — unsere Zeit, sag' ich, hat keine Zeit mehr, durch Geschichtewerke sich durchzulangweilen, welche aller Gestaltungskraft und Anschaulichkeit bar sind. Sie will ein reiches und kritisch gesichtetes Material; aber sie will nicht, daß ihr das Baugerüste den Anblick des Gebäudes selbst verdecke und verleide. Sie verlangt sichere Umrisse, festgezeichnete Figuren, lebenswarmes Kolorit, wirksame Gruppirung und bewegte Handlung. Diese Forderungen sind berechtigt und der

Historiker, welcher nicht bloß Bausteine brechen, sichten und behauen, sondern auch bauen, nicht bloß forschen, sondern auch wirken will, hat dieselben zu beherzigen und zu erfüllen. Denn alles erwogen, ist ja auch von ihm zu verlangen, was Shakspeare vom Dramatiker fordert, nämlich daß er „zeige der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und den Jahrhunderten der Zeit den Abdruck ihrer Gestalt“.

# Ein Franzos,

## mit dem sich reden läßt.

(Oktober 1875.)

## 1.

Nach dem Vorgange von M. Ch. de Mazade, in dessen Buch „La guerre de France“ der Historiker so ziemlich den Chauvinisten überwunden oder wenigstens anständig verkleidet hat, ist nun auch Albert Sorel mit einer die beiden deutsch-französischen Kriegsjahre behandelnden Arbeit hervorgetreten, welche in Deutschland gelesen zu werden verdient*). Denn nicht nur

*) Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande par Albert Sorel, professeur à l'école libre des sciences politiques. Paris, E. Plon, 1875 2 vols.

innerhalb der Beschränkung, welche der Verfasser sich auferlegte — er wollte nur die Geschichte der politisch-diplomatischen, nicht der kriegerischen Operationen schreiben —, sondern überhaupt muß, meines Erachtens, Sorels Buch für das Beste angesehen werden, was bislang von französischer Seite über die Ereignisse des „großen" Jahres, wie **wir** sagen dürfen, oder der „année terrible", wie die Franzosen sagen müssen, geschrieben worden ist. Auch Mr. Sorel zwar hasst Deutschland so herzlich wie nur irgendeiner seiner Landsleute, auch er hat von der geschichtlichen Nothwendigkeit einer Lösung der deutschen und italischen Frage im Sinne nationaler Einheit höchstens etwa fernher läuten gehört, auch bei ihm funkelt zwischen jedem seiner Zeilenpaare der Zorn des Besiegtseins und die „Revanchehoffnung" hervor, auch ihn lässt der gute Wille, die Wahrheit zu suchen und zu sagen, mitunter bedenklich im Stich; aber im ganzen und großen bemüht er sich doch erfolgreich, mit den Thatsachen redlich zu rechnen, die wirklichen Verhältnisse seinen Lesern klar zu

machen und die Franzosen zu überführen, daß es gerathen wäre, die Legende von der Revolution und vom Empire, die chauvinistischen Illusionen und Fanfaronnaden, die Gloireabsynthflasche, den Viktor-Hugo'schen Phrasendudelsack und anderes dergleichen gefährliche Spielzeug endlich beiseite zu stellen, ernstlich zu lernen und sogar vom Feinde zu lernen, was lernenswerth.

Mr. Sorel hat sich nicht mit dem Schein einer wissenschaftlich unbefangenen Erörterung seines Thema's, soweit eine maßvolle Ausdrucksweise diesen Schein hervorzubringen vermag, begnügt, sondern er ist auch dem Wesen einer wahrhaft historischen Untersuchung wenigstens sehr nahe gekommen. Dann und wann hat er dasselbe sogar erreicht und auch da, wo er schlechterdings nicht über sein Galliertthum hinwegzukommen vermochte, unterscheidet sich seine Sprache immer noch auf das vortheilhafteste von jener, welche die französische Presse seit 1870 gegen alles Deutsche führen zu müssen glaubt. Herr Sorel, als der gebildete und wissende Mann,

der er ist, hat sich wohl gehütet, von „deutschen Barbaren“ und „teutonischen Horden“ zu reden. Auch wird in seinem ganzen Buche nicht eine einzige der berühmten „Pendules“ von Deutschen gestohlen. An den Kothhaufen von Lügenbombast, wie sie die Girardin, About, Granier, Gambetta und Konsorten bergehoch aufgethürmt haben, geht er mit schweigender Verachtung vorüber. Seine Darstellungsweise ist keineswegs von jener seellosen Kälte, welche deutsche Hofhistoriographen zu erkünsteln lieben, aber durchweg ist seine Sprache urban und sein Stil von jener durchsichtigen Klarheit, welche bezeugt, daß der Autor das kenne, wovon er spricht. Herr Sorel hat sich auch nicht etwa wie jener alberne Wicht von welschem Schweizer herausgenommen, über deutsche Dinge schreiben zu wollen, ohne Deutsch zu verstehen. Die Art und Weise, wie er aus deutschen Quellen schöpfte und deutsche Dokumente benützte, zeigt deutlich, daß er der deutschen Sprache auskömmlich mächtig war. Es macht sich freilich fast komisch, dieses Umstandes ausdrücklich und lobend

zu gedenken bei einem Historiker, welcher die politische Geschichte des deutsch-französischen Krieges zu schreiben unternahm. Allein Herr Sorel ist ja Franzose und die französischen Historiker haben es bis jetzt mit kaum findbaren Ausnahmen nicht der Mühe werth gehalten, eine andere als ihre heimische Sprache zu erlernen oder sich um nicht-französische Dokumente und Hilfemittel zu kümmern, daher denn ihre historischen Romane aus der Fabrik der Firma Thiers und Komp. Das Rechtsgefühl heischt freilich, daß man nicht verschweige, wie sehr diese Beschmeichelung der französischen Nationaleitelkeit mitbefördert und gesteigert werden mußte durch die überschwänglich günstige Aufnahme, welche derartige pseudo-historische Fabrikate lange Zeit hindurch auch in Deutschland, namentlich in Südwestdeutschland, fanden. Dieses beifällige Hin- und Aufnehmen der mittels dreister Unwissenheit und kecker Geschichtefälschung zurechtgemachten „Legende" der Revolution und des Empire muß zweifelsohne

als eine der vielen unseligen Nachwirkungen der Rheinbundszeit bezeichnet werden. . . .

Mr. Sorel ist kein Anhänger der buckle'schen Theorie von Geschichte und Geschichtschreibung. Während nämlich der Engländer, wie jedermann weiß, aus zweifelhaften Prämissen die falsche Schlußfolgerung zog, die menschliche Persönlichkeit sei und bedeute im weltgeschichtlichen Processe so viel wie nichts, betont unser Franzose die Bedeutung des Menschen, des einzelnen, bestimmten Individuums in diesem und für diesen Proceß mit höchstem Nachdruck. Ja, so sehr bebetont er sie, daß ihm ein Mann, natürlich Bismarck, geradezu als die bewegende Kraft und lenkende Hand der gesammten neuesten Geschichte Europa's erscheint. Hieraus ergibt sich das scheinbare Paradoxon, daß das Buch Sorels zu einer zweibändigen Verherrlichung des Mannes wird, welchen der Verfasser mit allem patriotischen Feuer eines Franzosen haßt. Es ist wirklich so. Dessen zum Beweise will ich die nachstehende Stelle (Bd. II, S. 316—18) verdeutschen,

welche an und für sich schon die Verdeutschung werth ist und außerdem, wie mir scheint, sehr deutlich den Gesichtspunkt kennzeichnet, von welchen aus Herr Sorel seine Arbeit unternommen und durchgeführt hat. „Der Friedensschluß von Frankfurt," sagt er, „konnte in Wahrheit als der Höhepunkt von Bismarcks Laufbahn erscheinen. Bis zu diesem Tage hatten alle seine Berechnungen sich als richtig und sogar seine Unbesonnenheiten sich als ihm dienlich erwiesen. Er hatte sich eine Aufgabe gestellt und hatte dieselbe gelöst. Die Ereignisse wie die Menschen hatten seinem Willen sich gebeugt. Von Haus aus nur ein unbedeutender märkischer Junker, wollte er in seinem Vaterlande der Erste werden und sich einen geschichtlichen Namen machen in diesem unserem 19. Jahrhundert, im Verlaufe dessen so abenteuerlich große Geschehnisse die Aufmerksamkeit ermüdet und das Erstaunen abgestumpft zu haben schienen. Er war anfangs auf seinem Wege nur Hindernissen begegnet. Das Werk, welches er plante, war ja ein revolutionäres.

Er mußte es unternehmen hier mit Hilfe des konservativsten Fürsten Europa's und dort der Partei zum Trotz, welche in Deutschland die Ideen der Revolution vertrat. Um des Königs Vertrauen zu gewinnen, machte er sich zum Gegenstand des Hasses der Liberalen; hierauf wandte er den Einfluß, welchen er durch Bekämpfung der Revolution im Innern erlangt hatte, dazu an, seinen Souverän in eine nach außen revolutionäre Politik hineinzuziehen. Er bereitete den Krieg gegen Oesterreich und den Umsturz des Systems von 1816 vor. Ganz Deutschland war gegen ihn, er aber suchte Stützen außerhalb Deutschlands, brachte die Allianz mit Italien zuwege, versicherte sich der Neutralität Russlands und fesselte den fahrigen Willen Napoleons des Dritten. Das preußische Heer war tapfer, mannszüchtig und durch einen der größten Kriegsmänner der modernen Zeiten geleitet. So besiegte es Oesterreich und die mit demselben verbündeten deutschen Staaten. Es ist unrichtig, zu sagen, in Deutschland gehe Macht vor Recht. Macht und Recht

sind nur eins und dasselbe. Der Erfolg stärkte daher das Vertrauen, welches die Freunde Bismarcks auf ihn setzten, und zerstreute den Argwohn seiner Gegner. Er brauchte der liberalen Partei nicht die Hand entgegenzustrecken: diese Partei warf sich ihm zu Füßen. Jetzt stellte er sich entschlossen an die Spitze der deutschen Revolution und also wurde diese officiell (se fit autoritaire). Herr von Bismarck beherrschte den Norden von Deutschland, der Süden aber widerstand ihm noch. Napoleon der Dritte, welchen er arg genasführt hatte, schien ihm ein unabwendbares Veto entgegenstellen zu müssen. Ein Krieg mit Frankreich wurde demnach zur Nothwendigkeit, ebenso sehr um die Einrede des Kaisers zu beseitigen als auch um die Vereinheitlichung Deutschlands zu vollenden. Diesen Krieg konnte aber Bismarck nicht erklären, denn die Deutschen wären ihm nicht in denselben gefolgt und Europa hätte ihn nicht zugelassen. Allein der preußische Minister wußte es zu machen, daß Frankreich angesichts Europa's sich in das Unrecht des Angreifers setzte und den argwöhnischen Patriotis-

mus der Deutschen gegen sich aufstachelte. Sedan war die Schlußfolgerung und die Bekräftigung von Sadowa. Preußen besiegte nicht nur Frankreich, sondern es vollendete auch seinen Sieg über Deutschland. Die deutschen Völkerschaften forderten von Preußen die Gründung der nationalen Einheit, die deutschen Fürsten boten dem Könige Wilhelm die Kaiserkrone an. So blieb nur noch übrig, dem besiegten Frankreich den Frieden zu diktiren. Der Reichskanzler wollte denselben hart, herb, unerbittlich. Frankreich sollte darum bitten und Europa sich nicht darein mischen. Frankreich rief Europa nicht an, sondern ergab sich auf Gnade und Ungnade. Europa, ob zwar unruhig und unzufrieden, schwieg und sah seitwärts. Also hatte der Reichskanzler alle seine Unternehmungen zum glücklichen Ziele geführt. Er hatte Oesterreich geschwächt und Frankreich besiegt, er hatte seinem Könige die Kaiserkrone gegeben und sein Land zu einer Macht ersten Ranges gemacht, er lenkte gleichermaßen den preußischen Hof und das deutsche Volk, er konnte, als er in Frankfurt

die Friedensurkunde unterzeichnete, mit Stolz sich sagen, daß er zur Stunde Europa beherrschte".

Das ist, denk' ich, ein so hohes Lob, als nur jemals aus dem Mund oder aus der Feder eines Feindes gekommen. Denn deutlicher, als hier geschieht, kann man fürwahr den Reichskanzler als den Schicksalsmann unserer Zeit nicht bezeichnen. Ob aber Bismarcks Klugheit von dieser Huldigung sehr erbaut worden sein möchte, ist freilich eine andere Frage. Argwöhnische Leute könnten sogar unschwer auf den Einfall kommen, Herr Sorel habe mittels seiner so zu sagen Verbismarckung der neuesten Weltgeschichte den mehr oder weniger bekannten höfischen Widersachern und Widersacherinnen des Reichskanzlers einen christlichen Lebensdienst erweisen wollen. . . .

Den auf die Spitze getriebenen historischen Individualismus unseres Autors zugelassen, hätte also Bismarck wie so vieles andere auch den Krieg von 1870 gemacht. Warum aber ließ Frankreich den Herrn von Bismarck machen? Diese Frage mußte sich Herr Sorel auf seinem Standpunkt

sofort stellen. Er hat sie sich auch wirklich gestellt und die Summe seiner Beantwortung derselben lautet so: Der Reichskanzler führte die Rathgeber Napoleons des Dritten am Nasenringe ihrer Unfähigkeit, Unwissenheit und Eitelkeit, wie und wohin er wollte. Ich wüßte nicht, warum man dieses Urtheil nicht unterschreiben sollte. Leider hat Herr Sorel unterlassen, genau zu untersuchen und nachzuweisen, wie das zweite Empire dazu kommen konnte, kommen mußte, die Geschicke Frankreichs Leuten von der Mache der Ollivier, Gramont, Le Boeuf und Komp. anzuvertrauen. Ich meine, es wäre nicht schwer, den Nachweis zu führen, daß das Regiment vom 2. December in eine solche Gehirnerweichung auslaufen mußte. Aber das ist denn doch viel, sehr viel von einem Franzosen, daß er ohne alle Umschweife die Inferiorität der Staatsmänner seines Landes zugibt. Man vernimmt doch einmal wieder die von der verrückten Maultrommelei eines Hugo und anderer Bombastiker so lange übertönt gewesene Sprache des französischen Bonsens, wenn Herr Sorel in seiner

Vorrede sagt: „Je ne fais point ici l'éloge du succès, je tâche simplement de distinguer le malheur de la maladresse. Quelque jugement que nous portions sur la conduite de l'Allemagne à notre égard, ce jugement ne nous dispense point d'examiner la conduite de nos gouvernements. Parceque les hommes d'état allemands nous ont fait beaucoup de mal, il ne s'ensuit pas que nous devions excuser les hommes d'état français lorsqu'ils se sont, par leurs propres fautes, fait jouer ou battre par nos ennemis. L'expérience serait un mot vide de sens et l'histoire ne mériterait pas de figurer parmi les sciences, si les peuples, se réduisant à un rôle purement passif, n'expliquaient leurs revers que par l'influence de causes étrangères, et s'abstenaient de chercher les raisons pour lesquelles ces causes étrangères ont agi sur eux. Qu'on y prenne garde: le système qui consiste à rejeter sur la politique prussienne toute la responsabilité des malheurs où la politique du second empire nous a entrainés, est au fond,

sous une fausse couleur de patriotisme, le plus désolant aveu d'abaissement que puisse faire une nation. . . . Les défaites diplomatiques et militaires de la France en 1870 et en 1871 ont leurs causes premières dans la constitution même de la société française". Sehr wahr! Wir fürchten nur, die ungeheure Mehrheit der Franzosen habe für diese Wahrheit keinen Sinn und kein Verständniß und werde daher fortfahren, die Mißgeschicke ihres Landes annis 1870—71 dem Zufall, der Spionage und der Verrätherei auf Rechnung zu schreiben. Natürlich schwächt dies in den Augen verständiger und wissender Menschen das Verdienst unseres Autors, an die Stelle der süßen Lüge die saure Wahrheit gesetzt zu haben, nicht nur nicht, sondern erhöht es auch noch sehr beträchtlich. Wahrheit ist ja bekanntlich die „ungefragteste" aller Waaren, und wer Menschen und Völkern ein Wohlgefallen sein will, muß ihnen was vorlügen. Je dümmer und frecher, desto besser.

Im 1. Kapitel seines 1. Bandes handelt Herr Sorel von den „origines de la guerre“. Weit ausgreifend skizzirt er die Entwickelung der europäischen Politik seit der ersten französischen Revolution. Dieses Kapitel und im Anschluß daran die folgenden sechs, sie machen, wie mir scheint, die beste Partie des ganzen Werkes aus. Hier spricht durchweg der Kenner und, was nicht minder richtig, der rückhaltslose Bekenner geschichtlicher Wahrheit. Sehr scharf, aber keineswegs zu scharf, beurtheilt er die Republik von 1848, welche nur „des desseins contradictoires“ hatte und nichts zuwegebrachte als „des oeuvres stériles“. In der That, die Leute, welche die französische Schattenrepublik von 1848 mißregirten, wären, falls dies nämlich möglich, noch unfähigere Gesellen gewesen als die deutschen Märzminister. Mit wenigen Strichen zeichnet Herr Sorel sodann die Stellung Napoleons des Dritten: „Il songeait à reprendre l'oeuvre du premier Napoléon sans les excès qui en avaient terni l'éclat, sans les violences qui en avaient ruiné les fondements“. (Richtig!

aber mit der Einschränkung der Nichtgewaltthätigkeit auf die äußere Politik.) „Il était ambitieux de prestige: ses origines le condamnaient au succès; il était forcé d'éblouir la France et de gouverner par coups de théâtre.“ Wohl; aber es wäre zu wünschen, daß Herr Sorel berücksichtigt hätte, was diese „Theaterstreiche“ bis zum Jahre 1870 Europa gekostet haben. Er würde dann im Verlaufe seiner Darstellung es weit weniger unbegreiflich gefunden haben, daß Europa, als die Deutschen auf den im Juli von 1870 inscenirten neuesten napoleonischen Theaterstreich ihrerseits die Streiche von Wörth, Spicheren, Gravelotte und Sedan zur Antwort gegeben hatten, keineswegs sich beeilte, Frankreich zur Hilfe zu kommen. Nämlich mit Thaten, denn an hilfreichen Worten hat es ja von seiten der europäischen Kabinette nicht gefehlt und das englische hat sogar, soweit es ihm seine Feigheit erlaubte, die Franzosen unter der Hand thatsächlich unterstützt. Die „großherzigen Briten“ werden überhaupt, soweit es nämlich das „Geschäft“ gestattet, jederzeit jeden Feind

Deutschlands unterstützen und nicht oft genug kann man unser Land vor der englischen Falschheit und Heuchelei warnen. Mit der ehrlichen Feindin La France kann Germania mit Zeit und Weile zu einem aufrichtigen Frieden kommen, vor der falschen Freundin Britannia muß sie immer und unaufhörlich auf der Hut sein.

Die Genesis des großen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich wird von Sorel vortrefflich aufgezeigt. Er markirt die verschiedenen Stadien der Verwickelung richtig und scharf. Nur verleitet ihn seine bereits angedeutete Grundanschauung zu der Einseitigkeit, auch da eine bloße Kabinettspolitik zu sehen, wo die leitenden Staatsmänner eben nicht mehr als die unbewußten oder bewußten Werkzeuge einer großen europäischen Evolution waren. Daß Bismarck seiner Mission und Rolle vollständig bewußt war, das hat ihn über die anderen triumphiren lassen. Die Art und Weise, wie er seinen Triumph vorbereitete, herbeiführte und sicherte, gewährt einen, wenn ich so sagen darf, hohen ästhetischen Genuß

Man sieht einen genialen Staatskünstler sein Werk schaffen, nicht allein trotz seiner Nebenbuhler und Gegner, sondern auch mit freiwilliger oder unfreiwilliger Hilfe und Handreichung derselben. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß Konception und Ausführung dieses politischen Kunstwerkes nirgends so klargestellt sind wie bei Sorel. Man lese die ersten sieben Kapitel seines Buches. Unser Autor hat sich auch wohl vor der Albernheit gehütet, die Nebenbuhler und Gegner des deutschen Staatsmannes noch kleiner zu machen, als sie ohnehin waren. Er zeigt, daß namentlich Benedetti zeitig erkannt hatte, auf was Bismarck abzielte. Schon am 5. Januar von 1868 schrieb der französische Gesandte in Berlin an sein Kabinett: „L'union allemande s'accomplira prochainement“ — und fügte hinzu: „Devons-nous l'accepter? Dans ce cas, ne cachons pas que nous lui ferons un accueil bienveillant; rassurons la Prusse; elle s'éloignera de la Russie. Dans le contraire, préparons-nous à la guerre sans relâche et

rendons-nous bien compte d'avance de quel concours peut nous être l'Autriche".

Das zweite Empire wollte sich die Einheit Deutschlands nicht gefallen lassen und entschied sich für den Krieg, aber allerdings ohne zuvor genau berechnet zu haben, welchen Beistand ihm Oesterreich leisten könnte und würde.

---

## 2.

Wir Deutsche sind fest überzeugt, daß zwischen der thatsächlich am 15. Juli von 1870 erfolgten französischen Kriegserklärung an Deutschland und der am 18. Juli erfolgten römischen Kriegserklärung an das 19. Jahrhundert der engste Kausalnexus existirte. Mit andern Worten: Frankreich sollte der „weltliche Arm" sein, womit der Romanismus den ketzerischen Germanismus niederschlagen wollte.

Daß dies der wahre Sinn des Krieges war, daß die dynastischen Bedürfnisse des Bonapartismus, sowie die territorialen Eroberungsgelüste des französischen Nationalchauvinismus erst in zweiter Linie standen, ist durch den Gang der Ereignisse seit dem frankfurter Friedensschlusse für sehende Augen klar erwiesen worden. Bei Sedan wurde nicht nur der Bonapartismus, sondern auch der Jesuitismus geschlagen; doch nur jener hat kapitulirt, nicht dieser.

Herr Sorel hat die Thatsache des erwähnten Kausalzusammenhanges nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt oder dieselbe wenigstens nicht also anerkannt. Aber wenigstens gestreift hat er sie doch. Er zeigt (I, 74 ff.), wie der Krieg dadurch mit herbeigeführt wurde, daß die kaiserlichen Minister sich selber belogen und einander gegenseitig betrogen. Der Duc de Gramont, die Redensarten des Herrn von Beust für zuverlässige Abmachungen nehmend, schwindelte seinem Kollegen Le Boeuf Allianzen vor und der Herr Marschall seinerseits schwindelte dem Herzog Kriegsbereitschaft vor

(„le maréchal assurait qu'il aurait des armées comme le duc assurait qu'il aurait des alliances"). Hierzu kam die falsche Rechnung hinsichtlich des deutschen Partikularismus und Ultramontanismus. Es untersteht wohl keinem Zweifel, daß welfische Söldlinge und bairische „Patrioten" die Hoffnungen welche die kaiserlichen Minister auf die deutschen „Südstaaten" setzten, kräftig genährt hatten. Die bekannte Vaterlandsliebe des deutschen Episkopats mag sich wohl auch mit der Erwartung getragen haben, die deutschen Katholiken würden in den Franzosen auf deutschem Boden nur glaubensbrüderliche „Befreier" vom „ketzerischen Joche" Preußens sehen. Item mußte man sich ja in den Tuilerien noch entsinnen, wie eifrig und unterwürfig gewisse süddeutsche Minister i. J. 1866 den „Schutz" Frankreichs erfleht und wie zur gleichen Zeit gewisse süddeutsche „Demokraten" deutlich zu verstehen gegeben hatten, sie würden — ganz in Uebereinstimmung mit jenem offenherzigen wirtembergischen Minister — etwa unter der Form eines wieder zu schaffenden Rhein-

bundes „lieber französisch als preußisch werden". Kein Wunder, daß so gründlich unwissende Leute von der Sorte der Le Boeuf und Gramont durch derartige Anzeichen sich zu dem Glauben verführen ließen, sie würden es nur mit einem getheilten, nicht aber mit einem geeinigten Deutschland zu thun haben.

Was Napoleon den Dritten selber betrifft, so zählte der im Juli von 1870 eigentlich gar nicht mehr mit. Er war ein gebrochener Mann. Man weiß, wie sehr die schreckliche Krankheit, an welcher er litt, nicht allein die physischen Kräfte verzehrt, sondern auch im entsprechenden Maße den Geist schwächt und den Willen beugt. Der Kaiser, das steht heute urkundlich fest, war, an Wissen und Bildung seine ganze Umgebung weit überragend, nie ein grundsätzlicher Gegner der deutschen Einheit gewesen. Die Verhandlungen sodann, welche im und nach dem Jahre 1866 zwischen Bismark und Benedetti geführt wurden, haben unwidersprechlich dargethan, daß Napoleon ein unter preußischer Herrschaft geeintes Deutschland

sofort anerkannt haben würde, vorausgesetzt, daß es ihm mit Einwilligung und beziehungsweise Unterstützung Preußens gestattet worden wäre, Frankreich „entsprechend" zu vergrößern, d. h. Belgien, Luxemburg oder auch die welsche Schweiz zu annektiren. Der Kaiser war in der That von der geschichtlichen Nothwendigkeit der Vereinheitlichung Deutschlands überzeugt, und wäre er im Sommer von 1870 noch er selbst gewesen, so würde er zweifelsohne die diplomatischen und militärischen Blendwerke der Gramont und Le Boeuf leicht in ihr Nichts aufgelöst haben. Aber er war nur noch ein schwankendes Rohr, was Herr Sorel seinerseits sehr schonend so wendet, daß er sagt, Napoleon habe sich darin gefallen, den „konstitutionellen" Monarchen zu spielen („dans l'état de faiblesse physique et moral auquel il était réduit, il lui convint de prendre à la lettre son rôle nouveau de souverain constitutionnel").

An dieser Stelle sucht unser Autor den jesuitisch-romanischen Charakter der französischen Kriegs-

lust zwar nicht ganz abzuleugnen, aber doch nach Kräften abzuschwächen, indem er die anderweitigen Motive der inneren und äußeren Lage des zweiten Empire aufzählt, welche den Kaiser bestimmen konnten, der Kriegspartei zu Willen zu sein. Indessen sieht sich Herr Sorel doch sofort genöthigt, die mehrerwähnte große Thatsache der römisch-französischen Kriegskombination wenigstens obenhin zu berühren, zu streifen, wie ich oben sagte. Er sieht sich nämlich genöthigt, von der Stellung zu reden, welche die Kaiserin Eugenie zu der Kriegsfrage genommen hatte, und da guckt denn, mag unser Autor wollen oder nicht, der loyolaitische Pferdefuß sofort unter dem spanischen Unterrock hervor. „Die Kaiserin, nach Art der meisten Frauen ihrer Rasse zugleich frivol, heroisch und leidenschaftlich, verblendet durch ihre Phantasie und durch die Schmeicheleien der Hofschranzen, zitterte für die Zukunft ihres Sohnes und faßte den Gedanken, die Ansprüche desselben auf den Thron der Napoleone mittels eines siegreichen Kriegs zu kräftigen. Ueberdies scheint

sie noch seltsameren Unterstellungen nachgegeben zu haben. Es gab bei Hofe eine Gruppe, deren Mitglieder zugleich ultramontan und cäsarisch gesinnt waren. Sie predigten eine quasireligiöse Politik, eine Allianz der lateinisch-katholischen Rassen gegen die germanisch-protestantischen. So unpraktische Anschauungen vermochten ernstere Geister nicht zu gewinnen, aber ein solcher Plan hatte etwas sehr Verführerisches für eine durch große Träume exaltirte Frau. Die Kaiserin soll gesagt haben: Das ist mein Krieg!" — („C'est ma guerre! Ma jolie petite guerre!“ hat sie gesagt und dieses Wort kennzeichnet allerliebst die gränzenlose Unwissenheit und den frevelhaften Leichtsinn der spanischen Donna.) — „Thatsache ist", fährt Herr Sorel fort, „daß die Kaiserin mit ebenso viel Leichtfertigkeit als Ueberzeugung zum Kriege drängte. Zu erbosen braucht man sich darüber nicht; den es war ja natürlich, daß sie sich täuschte. Das Unglück war nur, daß sie bei dem Kaiser sehr viel galt und auch auf die neuen Minister sehr verführerisch wirkte. Sie

besaß großen Einfluß und dieser Einfluß war vom Uebel“.

Ja wohl! Was aber unser Autor nicht meldet, ist folgendes. In dem Ministerrath, welcher am Nachmittag des 5. Juli zu St. Cloud unter dem Vorsitze des Kaisers statthatte, herrschte die friedliche Anschauung und Stimmung noch entschieden vor Am allerentschiedensten war Napoleon selber für den Frieden. Gleichzeitig mit dieser Sitzung fand aber noch eine statt, die der Kaiserin mit dem sogenannten Baron Jérôme David, einem Bankert des „Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme.“ Dieser Herr Baron war das Haupt der vorhin signalisirten ultramontan-cäsarischen Gruppe bei Hofe. Am Abend bestürmte die Kaiserin in einer bis nach Mitternacht währenden Unterredung den Kaiser, ihr doch „ihren kleinen hübschen Krieg“ zu gewähren. Er wurde gewährt von dem willenlosen siechen Manne. Denn als sich am folgenden Morgen, am 6. Juli um 10 Uhr, der Ministerrath wieder versammelte, machte sich die Wendung des Kaisers zur kriegslustigen Seite hin sofort

bemerkbar. Er selber war es, der in den von den Ministern Gramont und Ollivier verfassten Entwurf einer dem gesetzgebenden Körper vorzulegenden Erklärung verschiedene scharfe, auf Krieg deutende und mit Krieg drohende Sätze hineinredigiren ließ. Den Inhalt dieser Erklärung kennt jedermann. Um 4 Uhr Nachmittags legte sie der Herzog von Gramont dem gesetzgebenden Körper vor. Es war im Grunde schon die Kriegserklärung. Darum wurde sie auch von der gesammten jesuitisch-imperialistischen Bande, d. h. von der Mehrheit der Versammlung, mit lautem Beifall begrüßt. Die Proteste der Opposition verhallten ungehört und der brutalste Preßbengel des zweiten Empire, der sogenannte Granier de Cassagnac, zog das Facit des gesammten von seiten der „Bande" aufgestellten Kriegsrechenexempels, indem er zum Schlusse der Sitzung brüllte: „Prenons le Rhin!"

Also in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli war die Entscheidung eigentlich schon herbeigeführt worden, durch ein Weib herbeigeführt

worden. Wie so oft, erschien auch bei dieser Gelegenheit wieder der „Unterrock" hochbedeutsam in der Weltgeschichte und die Herren Geschichte-philosophaster à la Comte und Buckle mögen zusehen, wie sie mit ihren angeblich ewigen Gesetzen die Launen und Machenschaften so eines Unterrockes in Einklang zu bringen vermögen. Wir andern sind und bleiben der Meinung, daß nicht irgendwie ein Abstraktum von „Gesetz", sondern vielmehr das Konkretum Mensch die sogenannte Weltgeschichte mache. Ganz in der Ordnung demnach, daß es darin so menschelt.

Es wäre ungerecht in hohem Grade, auch nur fernher anzudeuten, Herr Sorel habe, was das Eingreifen der Madame Eugenie angeht, seine Darstellung „diplomatisch" halten wollen — diplomatisch in dem bekannten bedenklichen Neben- oder meinetwegen Hauptsinn des Wortes. Unser Autor hält sich, eben als diplomatischer, d. h. im wissenschaftlich gutem Sinne diplomatischer Historiker an die vorliegenden Dokumente, und darum mochte es ihm räthlich scheinen, der Rolle,

welche die Kaiserin in dem verhängnißvollen Entscheidungsdrama von St. Cloud gespielt hat, nur beiläufig zu gedenken. Indessen hätte er bedenken sollen und müssen, daß über Proceduren, wie sie in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1870 in den kaiserlichen Gemächern zu St. Cloud stattfanden, keine Protokolle aufgenommen und keine Urkunden aufgesetzt zu werden pflegen und daß solche protokoll- und urkundelosen Akte trotzdem häufig genug von weltgeschichtlicher Wichtigkeit waren, sind und sein werden. Was folgt daraus? Die Meinung, daß in einer Erörterung der Ursachen und Ursprünge des Krieges von 1870—71 die Stellung der Frau Napoleons des Dritten zu der Frage genauer untersucht und bestimmt werden müsse. Diese Untersuchung würde zweifelsohne den Nachweis erbringen, daß die unwissende leichtfertige und bigote Donna, als sie ihren Kriegstanz aufführte, nichts anderes war als eine Marionette, welche der vom „Al Gesù“ in Rom auslaufende Draht tanzen machte.

Aus den innersten Gemächern der Tuilerien ist eine hierher, weil auf die Stellung mehrbesagter Donna zu ihrem Herrn Gemahl in der Kriegsfrage bezügliche „Historiette" unter die Vertrauten des Hofes ausgegangen, welche Historiette, obzwar sie natürlich auch nicht protokollirt und beurkundet worden ist, als sehr kennzeichnend mitgetheilt zu werden verdient. Am 13. Juli befanden sich zu St. Cloud die Donna Eugenia, der Minister Gramont und der italische Gesandte Nigra beim Kaiser, als das Telegramm eintraf, welches den Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern von seiner spanischen Thronkandidatur und die Billigung dieses Rücktrittes von seiten des Königs von Preußen meldete. Nachdem Napoleon der Dritte die Depesche gelesen, ließ er seinen Blick lange nachdenklich darauf ruhen und sagte dann ruhig: „Ich werde der Welt noch einmal eine große Probe meiner Mäßigung geben". Worauf die Kaiserin, dem Gemahl das Papier aus der Hand reißend und dasselbe zerknitternd, zornig aufschrie: „Ja, eine Probe deiner Ver-

kuhung (de ton envachissement")! welchen Kraftausdruck die edle Donna wohl vor Zeiten in dem von ihrer Frau Mutter gehaltenen „vornehmen" Spielhaus aufgelesen hatte.

Inbetreff der verhängnißvollen Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli bringt Herr Sorel nichts neues bei, aber er stellt den schmachvollen Betrug, mittels dessen die Minister Gramont und Ollivier die Mehrheit der Kammer fortrissen, in's klarste Licht (I, 180—93). Hier läßt seine Sprache an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Denn er spricht ohne alle Umschweife von jenem bekannten „document apocryphe", welches „fut présenté au pays comme une des causes de la guerre", und er fügt hinzu: „C'est un des signes les plus affligeants de la légèreté avec laquelle on conduisait alors les affaires de la France".

Von seiner Unbefangenheit und von seinem Streben nach Wahrheit liefert sodann unser Autor einen neuen Beweis, indem er das Widerstreben der französischen Republikaner gegen den Krieg

beleuchtet. Bekanntlich gab es unter den deutschen Demokraten gute Menschen und schlechte Musikanten genug, welche ihre eigene menschenbrüderliche Duselei auch bei den „irréconciliables" drüben als selbstverständlich voraussetzten. Die Republikaner in Paris sprachen und stimmten gegen den Krieg mit Deutschland, warum ihnen also nicht die warmen Bruderhände über den Rhein hinüber entgegenstrecken? Die deutschen Schwachköpfe! Ich hatte mir früher schon aus dem „Journal du siége de Paris" der Frau Quinet (p. 112) eine sehr lehrreiche Stelle notirt, welche über die „brüderliche" Gesinnung der französischen Demokraten gegen Deutschland und ihre Stellung zur Kriegsfrage authentischen Aufschluß gibt. Auch Herr Sorel wurde von der Wichtigkeit dieser Stelle betroffen und er hat daher dieselbe in einer Note (I, 193) abgedruckt. Wenn irgendeiner der französischen Republikaner im im Sommer von 1870 den innersten Gedanken seiner Partei kannte, so war es Edgar Quinet. Nun wohl, warum war er, der unterrichtetste,

ehrlichste und selbstloseste Demokrat seines Landes, gegen den Krieg? Etwa weil er die Deutschen oder wenigstens die deutschen Demokraten für „Brüder" ansah? Nein, wohl aber deßhalb, weil er befürchtete, der Krieg würde das Kaiserreich befestigen und mit einem Frieden ohne Eroberungen schließen, ohne wirkliche, nennenswerthe Eroberungen, d. h. ohne die Eroberung des linken Rheinufers. Hier der Beweis. Am 18. Juli 1870 schrieb Edgar Quinet in sein Taschenbuch: „Voici mes pensées sur cette guerre. Je suppose un succès, vous verrez aussitôt le second empire bacler une paix de Villafranca, pour le prix des Français morts sur le champ de bataille, vous verrez la conquête d'un peu de fumée. On répétera que le second impire ne vit que de gloire. Pas une seule garantie contre l'Allemagne. Il ne peut être question *de la prise et de la conquête de la rive gauche du Rhin, pas une conquête véritable:* mais de l'apparence, de la jactance, de la servitude". Es

würde spaßhaft sein, wenn es nicht gar so traurig wäre, mit diesem Herzenserguß eines französischen Republikaners die Auslassung eines deutschen zusammenzuhalten, die des Herrn Ludwig Simon aus Trier, welcher am 6. September 1870 seine Landsleute allen Ernstes aufforderte, den Brüdern Franzosen ja nichts zu Leide zu thun und sich insbesondere der Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen für Deutschland mit allen Kräften zu widersetzen. Der harmlose deutsche Träumerich ließ sich demnach entfernt nicht träumen, daß der französische Republikaner nicht weniger Chauvinist ist als der französische Royalist und Imperialist und ganz ebenso steif und fest wie diese glaubt, Frankreich besitze das Monopol der Eroberung. . . .

Weiterhin setzt unser Autor das Entstehen, Nichtsthun und Vergehen der „Liga der Neutralen" anschaulich auseinander. Russland, im Begriffe, den ihm durch Frankreich und England aufgezwungenen pariser Friedenstraktat von 1856 zu zerreißen, wollte natürlich nichts gegen Preußen

thun, und weil es nichts thun wollte, konnte Oesterreich nichts thun, so krampfhaft auch Herr von Beust sich abzappelte. Lord Granville übte sich fleißig im Notenstil und die „großherzigen" Briten machten derweil mit ungeheurem Profit Waffen- und Munitionsgeschäfte mit den Franzosen. Italien, dem die deutschen Kanonen von Sedan die Thore Roms aufgeschossen, hatte genug zu thun, sich im Quirinal leidlich einzurichten, und Spanien — denn auch an Sennor Prim wandte sich Frankreich um Hilfe — Spanien erklärte, es würde hintendrein marschiren, so Italien voranmarschirte. Das alles ist bei Sorel mit geziemender Würde und Weitschweifigkeit dargelegt. Dagegen beschäftigt sich unser Autor, wie mir scheint, zu lange mit der abenteuerlichen Erscheinung des Monsieur Regnier, ohne doch diese Erscheinung in annehmbarer Weise erklären zu können. Denn wenn er (I, 345) zu dem Schlusse kommt, man könne zwar nicht von vornherein behaupten, daß der Mann einfach ein Agent der preußischen Staatspolizei gewesen, wohl aber sei es wahr-

scheinlich, daß Regnier nur ein Werkzeug war, dessen sich Bismarck bediente, so hat er weder für dieses, noch geschweige für jenes den Beweis erbracht. Mir scheint, der sonderbare Kauz war nichts anderes als einer jener in unserer Zeit bekanntlich zahllosen Narren, welche am Größenwahn, an der Großmannssucht laboriren. Er wollte sich wichtig machen und Bismarck glaubte in der Lage, in welcher sich die Dinge befanden, auch von diesem Irrwisch Notiz nehmen, beziehungsweise Gebrauch machen zu müssen. Völlig aufzuhellen wird dieser „Zwischenfall" wohl niemals sein und Herr Sorel könnte, bei seiner Ansicht beharrend, sagen, daß die Verhandlungen mit derartigen Agenten oder Werkzeugen ebenfalls nicht protokollirt zu werden pflegen.

Mit nicht weniger, sondern vielleicht mit noch etwas mehr Strenge, als womit er die Politik der kaiserlichen Minister beurtheilt hatte, richtet unser Autor die Politik der Regierung vom 4. September und der unbefangene Urtheiler wird ihm fast durchweg beistimmen müssen. Insbesondere

kommt Herr Sorel immer wieder auf den beklagens-werthen Mangel an diplomatischem Talent zurück, welcher bei den Regenten, die sich am genannten Tage ihrem Lande aufgeschwatzt hatten, vom Anfang bis zum Ende bemerklich gewesen sei. Nur den Herrn von Chaudordy läßt er als Diplomaten gelten, spendet dessen Bemühungen, die neutralen Mächte zum Einschreiten zu bewegen, reichliches Lob und sucht zu zeigen, daß, was dieser Diplomat gut gemacht, die übrigen Herren von der „Défense nationale“ immer wieder verdorben hätten. Auf den Citoyen Gambetta ist er nicht gut zu sprechen; aber noch weit schlechter als bei Sorel kommt dieser „jeune tribun d'audience s'improvisant dictateur d'une nation“ in dem Buche des orleanistischen Herrn von Mazade weg („Guerre de France II. 443“), allwo Gambetta und seine Kollegen gekennzeichnet werden als „ce gouvernement de l'infatuation agitatrice et stérile“. Herr Sorel verwirft selbstverständlich das nach dem Tage von Sedan deutscherseits immer stärker betonte Recht Deutschlands, mittels Zurücknahme

seiner ihm früher gestohlenen und geraubten Gränzprovinzen Elsaß und Lothringen vor den ewigen Angriffen von seiten der Franzosen besser sich zu decken und zu sichern. Nach französischem Hochmuthsdogma hat ja bekanntlich nur Frankreich das Recht der Eroberung. Wenn aber Herr Sorel meint, die Zurückforderung von Elsaß und Deutsch-Lothringen von seiten des Nationalgefühls sei schon darum unstatthaft gewesen, weil es zur Zeit, wo diese Landschaften dem Deutschen Reiche von den Franzosen geraubt worden, ein deutsches Nationalgefühl noch gar nicht gegeben habe, so irrt er sich gröblich. Ich will nicht bis in's Mittelalter hinaufsteigen, um daran zu erinnern, wie groß und stolz das deutsche Nationalgefühl z. B. beim Walther von der Vogelweide erscheint, — ich möchte Herrn Sorel nur bitten, einen Blick in die deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts, namentlich in die Schriften Ulrichs von Hutten zu werfen; denn ich bin überzeugt, daß er dort den vollen Beweis seines Irrthums finden wird. Im übrigen ist unser Autor doch wieder

kaltblütig und scharfsichtig genug, das hochmüthige, jede Verständigung von vornherein abschneidende Auftreten der „Défense nationale“ zu verwerfen. Er bezeichnet das bekannte Rundschreiben Jules Favre's vom 6. September mit dem lapidarischen, aber unter den obwaltenden Umständen mehr komischen als erhabenen „Ni un pouce de notre territoire ni une pierre de nos forteresses“ — klärlich genug als eine zweckwidrige Fanfaronnade, kurzweg als eine Dummheit, welche traurig genug dadurch illustrirt wurde, daß der alte Thiers sich zwölf Tage später auf die bekannte Bettelfahrt machte, um für das stolz bramarbasirende Frankreich die Hilfe Englands, Rußlands, Oesterreichs und Italiens zu erbitten. Diese Fahrt, welche im übrigen dem Patriotismus ihres greisen Unternehmers zur höchsten Ehre gereicht, brachte bekanntlich nichts zuwege als den Schmerzensschrei des Herrn von Beust: „Je ne vois plus d'Europe!“ Nämlich er sah, daß sein Traumbild, mittels des deutsch-französischen Krieges so oder so, koste es, was es wollte, zur Rache für Sadowa zu gelangen

und nebenbei auch den Proceß Beust contra Bismarck glänzend zu gewinnen, Europa gar nicht interessirte, daß Europa nichts von ihm, Herrn von Beust, sehen wollte, und so bildete er sich ein, seinerseits nichts mehr von Europa zu sehen.

An demselben Tage (18. September), an welchem Thiers zunächst nach London abging, verließ Favre Paris, um in Haute-Maison und Ferrières mit dem preußischen Minister zu unterhandeln. Wesen und Charakter der Unterhandlung und der Unterhändler kennzeichnet Herr Sorel wahr und bündig in diesen zwei Sätzen: — „Il lui (Bismarck) suffisait de se montrer tel qu'il était et de dévoiler sa pensée pour faire voir à Mr. Favre quel abîme il y avait entre ses illusions et la réalité des choses. Jamais mieux qu'en ce dialogue on ne put mesurer la distance qui sépare le politique de l'orateur". Die Verhandlungen waren bekanntlich ganz fruchtlos und jetzt hob der Krieg „à outrance" an, wie Citoyen Gambetta ihn predigte und geführt wissen wollte. Ueber den Wahnsinn, mittels

der Legende von 1792 den Sieg organisiren zu wollen, braucht man kein Wort zu verlieren. Auch darüber nicht, daß Frankreich bedeutend billiger weggekommen wäre, so es im September von 1870 Frieden gemacht hätte. Aber was man sagen, was man laut bekennen muß, ist, daß, vom idealen Standpunkt angesehen, die Erhebung des französischen Volkes gegen die deutsche Invasion, diese einmüthige, von allen Klassen und Parteien gewollte und vollbrachte Opferung von Gut und Blut auf dem Altar des Vaterlandes, welcher diesmal keine Phrase war, etwas höchst Achtungswerthes, etwas Erhebendes, etwas Großes gewesen ist. Mit Recht sagt Herr Sorel (I, 392): „Die Republik existirte thatsächlich, sie bedeutete das militärische Kommando und man gehorchte der Republik. Die Royalisten fochten gegen den Feind, obgleich man ihnen ankündigte, daß der Sieg nur der Ruin ihrer monarchischen Hoffnungen wäre. Zwei orleanistische Prinzen kämpften unter angenommenen Namen in den Armeen der Provinz. Der Graf von Chambord befahl seinen Freunden, unter

der Trikolore zu marschiren. Abkömmlinge der Charette und Cathelineau sah man der Delegation von Tours Streiter aus der Bretagne und der Vendée zuführen. Dieser Einmuth hatte etwas großes und wird der Trost Frankreichs in dieser blutigen Prüfung sein. Ungeachtet der Mittelmäßigkeit der Führer, ungeachtet der lächerlichen Geckenhaftigkeit vieler Agenten, ungeachtet der demagogischen Schändlichkeiten, welche da und dort das Werk der Vertheidigung besudelten, bot die französische Nation in ihrer Ganzheit das edle Schauspiel patriotischer Entsagung dar und sie hatte Grund, darauf stolz zu sein."

Das unterschreib' ich von Herzen. Leute, welche das Gefühl des Vaterlandes verloren hatten, gab es damals in Frankreich nicht oder wenigstens wagten sie sich nicht hervor. Bei uns in Deutschland gab es leider solche. Nicht viele zwar, aber doch welche. Man mußte ja ein Dutzend von Querköpfen in Festungen sperren, um sie zu verhindern, mittels franzosenfreundlicher Demonstratiönchen ihr Land und sich selbst zu blamiren.

Bis zuletzt freilich hat der großartige Einmuth der Franzosen auch nicht vorgehalten. Mit dem gänzlichen Schwinden der Hoffnung auf Sieg klafften die abgrundtiefen Risse zwischen den Parteien wieder auf und die pariser Kommune gab dann der Welt die furchtbare Lehre, bis zu welcher Abenteuerlichkeit des Frevels und der Zerstörungswuth das materialistische Modekredo unserer Tage eine Bande von Narren und Bösewichtern treiben kann.

Daß dem Franzosen Sorel die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches sehr im Wege ist, begreift sich. Daß er als den Tag der feierlichen Verkündigung der Kaiserschaft König Wilhelms den 8. statt des 18. Januars von 1871 angibt (II. 144), mag ein Druckfehler sein. Wenn er von dieser Feierlichkeit sagt: „Elle eut lieu au château de Versailles, dans la galerie des glaces, avec un cérémonial à la fois militaire et féodal qui rappelait l'époque sinistre de la guerre de Trente ans" — so scheint uns der dreißigjährige Krieg so recht bei den Haaren herbeigezogen.

Im übrigen habe ich anderwärts nicht verhehlt, daß die Inscenesetzung der Kaiserproklamirung allerdings keine glückliche war. Das ging ja noch über die obligate preußische Prosa und Steifleinenheit hinaus und das deutsche Volk glänzte bei dieser militärisch-byzantinischen Haupt- und Staatsaktion nur durch seine Abwesenheit. Leider ertappen wir unsern Autor an derselben Stelle bei einer Unwahrheit, um nicht zu sagen bei einer kecken Tendenzlüge, die er, wie in christlicher Liebe angenommen werden mag, nicht erfunden, sondern wohl nur kritiklos nachgeschrieben hat. Er berichtet (II. 145): „Le lendemain, le canon de Buzenval annonçait l'agonie de Paris; le bombardement continuait; Saint-Cloud commença de bruler: l'incendie dura huit jours, sinistre feu de joie allumé par des mains barbares en l'honneur du nouvel Empire!“ So viel Lügen wie Zeilen. Denn nicht am 19. Januar 1871 begann Saint-Cloud zu brennen, sondern am 11. und 12. Oktober von 1870, und die „Barbarenhände“, welche das Schloß in Brand steckten, waren französische,

während deutsche Hände alles Händemögliche gethan haben, den Brand zu löschen. Von einem Manne wie Sorel wäre zu erwarten gewesen, daß er sich nicht begnügte, die seinen Landsleuten von amtswegen vorgelogene Lüge zu wiederholen, sondern daß er sich bemüht hätte, die Wahrheit zu finden und der gefundenen die gebührende Ehre zu geben. Die Wahrheit ist aber bekanntlich diese: Am 11. Oktober 1870 besetzte der Hauptmann Strantz mit einer Kompagnie des 5. schlesischen Jägerbataillons Saint-Cloud. Noch an demselben Tage wurde das Schloß vom Mont-Valerien aus mit Granaten beworfen. Eine zündete, aber die Deutschen löschten den Brand. An den zwei folgenden Tagen wiederholte sich die Beschießung des Schlosses vom Mont-Valerien und von einer im Bois de Boulogne aufgestellten Batterie her mit größter Heftigkeit. Die Granaten, die französischen Granaten regneten förmlich auf das Schloß und steckten dasselbe an verschiedenen Stellen in Brand. Der Dachstuhl brannte theilweise schon am 12. Oktober nieder. Doch gelang

es den außerordentlichen Anstrengungen der deutschen Soldaten an diesem Tage noch, des Feuers Meister zu werden. Am 13. fruchteten alle Bemühungen nichts mehr: das von den Franzosen in Brand geschossene Schloß stand in hellen Flammen und brannte zur Ruine nieder.

Auch mit dem schlechtmaskirten Tadel, womit Herr Sorel den Friedensunterhändler Thiers behelligt, kann die unbefangene Kritik nicht übereinstimmen. Herr Thiers hat für sein Land herausgeschlagen, was nur immer herauszuschlagen war, mehr als er selber gehofft haben mag. Unser Autor deutet wiederholt darauf hin, daß Thiers den Fehler begangen habe, zu wähnen, eine direkte Unterhandlung mit Preußen, beziehungsweise mit dem Deutschen Reiche würde zur Erlangung von billigeren Bedingungen verhelfen, statt den energischen Versuch zu machen, die neutralen Mächte zu vermittelndem Einschreiten zu bewegen und unter Beiziehung solcher Vermittelung die Unterhandlungen zu führen. Allein so, wie die Sachen nun einmal lagen, traf Herr Thiers sicherlich das

Richtigere, indem er seiner Ansicht folgte, daß eine unmittelbare Verständigung mit Deutschland rascher und leichter zum Ziele führen würde. Er hatte sich ja in London, Petersburg, Wien und Florenz persönlich überzeugt, daß die „Neutralen" sehr neutral bleiben würden, daß von denselben nichts zu erwarten wäre als „akademische" Pourparlers und diplomatische Stilübungen. Herr Thiers kannte auch, als die Waffenstillstands- und Friedensunterhandlungen ernstlich begannen, die militärische Sachlage zu genau, als daß er die gefährlichen und am Ende aller Enden doch nutzlosen Weiterungen hätte riskiren wollen, welche die Anrufung einer Vermittelung nothwendig herbeiführen mußte.

Zum Schlusse beglückwünsche ich Herrn Sorel aufrichtig um der „Conclusion" (II, 363 ff.) willen, welche er aus den von ihm dargestellten Ereignissen gezogen hat. In diesem warm und schön geschriebenen Kapitel tritt er als ein sehr ernster Wahrheitssager und Warner vor seine Landsleute hin, denen er zuruft: „C'est de nous que dépend

notre salut, et c'est contre nous mêmes que nous avons à prendre la vraie et féconde revanche de désastres de 1870—1871.“ Als Beilage zu seinem Buche gibt er eine Abhandlung („La Prusse et les deux Empires“, 1806—1870), welche für seine ernste Beschäftigung mit deutschen Verhältnissen zeugt und woraus seine Landsleute viel lernen könnten, wenn sie wollten.

Summa: Ein Franzos, mit dem sich reden lässt.

# Kanossa.

Tvei svert lit got in ertrike to beskermene de kristenheit. Deme pavese is gesat dat geistlike, deme kaisere dat wertlike.

Sachsenspiegel.

# 1.

Hochidealische Religionen wie der Buddhismus und das Christenthum tragen vom Anfang an einen Widerspruch in sich, welcher herauskommt, sobald sie in der Welt zur Geltung und Macht gelangen. Denn die Wirklichkeit rächt sich an dem Ideal dadurch, daß sie es zur Karikatur seiner selbst macht. Was ist aus der Lehre der Weltverleugnung und Weltverachtung, welche Buddha und Christus gepredigt haben, auf geschichtlichem Boden geworden? Hüben wie drüben ein hierarchisches System, welches eingestandenermaßen das Leben bedingen und bestimmen, die Welt so oder so besitzen und beherrschen will.

Auf die idealische Frage nach der Menschenbruderschaft gab die Geschichte den faulen Lamaismus und den herrschsüchtigen Papalismus, die Ketzerverfolgungen und die Religionskriege zur Antwort. Die metaphysische Substanz des buddhistischen wie des christlichen Dogma's verflüchtigte sich spurlos in dem Pomp und Geräusch eines auf sinnliche Wirkung berechneten Kultus. Die abstrakte Doktrin verwandelte sich in konkreten Götzendienst. An die Stellen der idealisch-erhabenen Erscheinungen des Königssohnes von Kapilavastu und des Zimmermannssohnes von Nazara traten ihre größenwahnwitzig-realen Zerrbilder, der Tale Lama zu Hlassa und der Papst in Rom.

Der Mensch will getäuscht sein. Das verlangt seine Natur, welche nach Täuschung lechzt und die Wahrheit mehr fürchtet als Feuer und Schwert. Vom Beginne der menschlichen Gesellschaft bis zur heutigen Stunde war die Lüge ihr Schoßkind. Sie wird es auch bleiben, so lange die Gesellschaft dauert. Erst der letzte

Mensch wird der letzte Sichselbstbelüger, der letzte betrogene Betrüger sein.

Die Illusion ist, so zu sagen, die Butter zum täglichen Brote des Menschendaseins. Je dicker sie aufgestrichen wird, desto lieber beißt der Mensch darein. Das haben alle Gründer und Schwindler gewußt und benützt vom Apollonius von Tyana bis herab zur Spitzeder. Am besten aber wußten und am ausgiebigsten benützten es zu allen Zeiten die Hierarchen. Unermüdlich drehten sie die Kurbel des Glaubensfasses, worin „die Milch der frommen Denkart" zu Illusionen gebuttert wurde. Schon in den Tempeln von Memphis und Babel war ihnen klargeworden, daß man dem menschlichen Täuschungsbedürfniß alles, aber auch gar alles zumuthen dürfte. Die christlichen Auguren überboten dann ihre heidnischen Kollegen und verstanden es auch noch besser als diese, das Lachen zu verhalten, wenn sie einander begegneten. Mit der ernsthaftesten, ja mit der erhabensten Miene von der Welt verkündigten sie die plattesten Orakel. Und sie wirkten damit wirklich Wunder,

gar keine Frage. Unter vielen anderen dieses, daß dem Windei der faulen Fabel, Petrus wäre Bischof zu Rom gewesen, der weltgeschichtliche Koloß des Papstthums entkroch.

Was die Menschen glauben, das ist. Die Menschen des Mittelalters mußten, so wie sie waren, an das Papstthum als an eine, nein, als an die Weltmacht glauben, und darum war es eine solche. In den Augen der Millionen und wieder Millionen, die noch heute daran glauben, ist es noch jetzt eine, nein, die oberste Weltmacht. Nicht das Sein der Dinge, sondern das Scheinen bedingt ja ihren Werth und ihre Wirkung. Spottet nicht über den „Fels Petri“! Der ist dauerhafter als Granit. Nur ein ebenbürtiger, nur ein gleich riesenhafter Wahn wird ihn zerschlagen können. Noch aber ragt er steil und stolz und an dem Schatten, welchen er über die Gegenwart hinwirft, läßt sich die Wolkenhöhe messen, in welcher er sich vor achthundert Jahren den Menschen dargestellt hat.

Ein unserem Vaterlande missgünstiger Stern stand über der Stunde, wo der Bischof von Rom, von den Umständen gedrängt, den Entschluß faßte, die Tradition vom römischen „Imperium" dem Germanenthum aufzupfropfen. Karl der Große gab sich zum Imperator her, weil er vom Größenwahn der Weltherrschaft besessen war, wie vor ihm der makedonische Alexander und wie nach ihm de" korsische Napoleon. Nun hob jener Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum an, welcher das ganze Mittelalter hindurch in wechselnder Gestalt getobt hat. Anfangs freilich, etliche Jahrhunderte sogar, mußte sich das „geistliche Schwert" demüthig unter das „weltliche Schwert" ducken. Noch war ja das Schutzbedürfniß des Papstthums ein zu gebieterisches, als daß ihm hätte beikommen können, sich dem Kaiserthum gleichstellen oder gar über dasselbe sich erheben zu wollen. Thatsächlich waren die deutschen Kaiser die Herren und Gebieter der römischen Päpste. Otto der Große stellte dieses Verhältniß auch staatsrechtlich fest, indem er durch-

setzte, daß zwar Klerus und Volk der Stadt Rom das Recht, die Päpste zu wählen, haben sollten, aber das Recht der Bestätigung oder Verwerfung dieser Wahl beim Kaiser sein sollte, welchem neugewählte und bestätigte Päpste einen förmlichen Treueid schwören mußten.

Diese kaiserliche Oberherrlichkeit über den römischen Stuhl ist zur deutlichsten und glänzendsten Erscheinung gekommen unter der Reichsherrschaft Kaiser Heinrichs des Dritten (1039—1056), welcher geniale und erlauchte Mann überhaupt dem „Imperium" deutscher Nation die höchste Machtfülle und den hellsten Glanz verliehen hat. Und der große Kaiser war auch ein im besten Sinne frommer Mann, welcher seine Pflicht, der Kirche Schirmherr zu sein, sehr ernst und strenge nahm. In den schrecklichen Nöthen jener eisernen Zeit war wieder einmal in der sogenannten Christenheit der Wunsch und Wille kundgeworden, mit dem Christenthum Ernst zu machen und namentlich auch die Geistlichkeit aus ihrer sittlichen Versunkenheit herauszuheben. Der Mittel-

punkt dieser Reformströmung war das Kloster Kluny in Burgund, und Heinrich der Dritte förderte und unterstützte von ganzem Herzen die kluniacensische Richtung, insbesondere durch sein Vorgehen gegen den verderblichen Missbrauch des Schachers mit geistlichen Aemtern („Simonie“). Wo es sich um Beseitigung von Schäden handelte, welche als für die Kirche geradezu lebensgefährliche erscheinen mußten, griff seine Herrscherhand energisch durch. So, als es galt, dem Skandal einer päpstlichen Dreifaltigkeit oder vielmehr Dreispaltigkeit ein Ende zu machen. Denn es gab ja zu seiner Zeit drei Päpste zugleich und diese, Benedikt der Neunte, Silvester der Dritte und Gregor der Sechste, ja, diese „Statthalter“ des Stifters der „Religion der Liebe“ bannten und verfluchten einander gegenseitig, wie das unter gleichen oder ähnlichen Umständen die „Nachfolger Petri“ ad majorem dei gloriam immer zu thun pflegten. Auf einer Romfahrt i. J. 1046 versammelte der Kaiser eine Synode von Bischöfen zu Sutri, ließ durch dieselbe die

drei Unfehlbaren absetzen und machte den frommen Bischof von Bamberg, Suidger, zum rechtmäßigen Papst. Einem der degradirten Tiaraträger, Gregor, war das Urtheil gesprochen, nach Deutschland zu gehen, und dorthin begleitet ihn sein Kaplan Hildebrand.

Das war ein kleiner, schmächtiger, unansehnlicher Mann, welcher die Mönchskutte der Kongregation von Kluny trug. Sprach er, so that er es mit einer schwachen, unangenehm heiseren Stimme. Gewiß haben nur wenige Menschen, ja vielleicht hat niemand auf der Reise über die Alpen und später am deutschen Kaiserhofe des unscheinbaren Mönches sonderlich geachtet. Und doch trug derselbe das Schicksal Deutschlands in sich und doch sollte diese heisere Stimme dereinst Worte sprechen, welche mit der schütternden Gewalt des Donners durch Europa rollten. Der Mönch Hildebrand ist eben einer jener welt geschichtlichen Charaktere gewesen, von welchen die Natur etwa von Jahrtausend zu Jahrtausend einen schafft, einer jener Herrscher-Menschen,

welche wie den besten, so auch den böseſten Hang und Drang einer Zeit in sich zusammenfassen und mit souveräner Genialität ihrer Zeit einen Stämpel aufprägen, welcher Jahrhunderte lang dauert und wirkt.

Unser Land hat niemals einen gefährlicheren Feind und Hasser gehabt, als dieser Mönch von germanisch-langobardischer Herkunft und mit dem urdeutschen Namen Hildebrand einer gewesen ist. Aber diese Feindschaft und dieser Haß ist nicht etwa klein persönlichen Motiven, sondern vielmehr einem großen Princip entsprungen: — Deutschland besaß das Imperium, und dieses sollte der Theokratie unterworfen, das Kaiserthum zum Fußschemel des Papstthums gemacht werden.

Hildebrands Geburtsjahr ist nicht mit zweifelloser Bestimmtheit nachzuweisen. Sein Vater war ein Bäuerlein Namens Bonizo und bewirthschaftete den Meierhof Roavakum, unweit der Stadt Soana in Tuscien (Toskana) gelegen. Später hat man die Legende aufgebracht, Hildebrand sei der Sohn eines Zimmermannes in

Rom gewesen, augenscheinlich in der Absicht, an die Herkunft Jesu zu erinnern. Er selbst hat echtmönchisch nie von seinen Eltern gesprochen, wie um durch solches Schweigen anzudeuten, daß er das, was er mit unerbittlicher Folgerichtigkeit der ganzen Klerisei auferlegte, die Loslösung von Familienbanden, zuvor an sich selber vollzogen hätte. Die Gunst des Geschickes wollte, daß das Genie des Bauernjungen von Roavakum nicht in der Stallatmosphäre verkümmerte. Ein Bruder seines Vaters war Abt des hochangesehenen Santa-Maria-Klosters auf dem Aventin zu Rom. Hier fand der junge Hildebrand Aufnahme als Novize und nicht allein eine mönchische Erziehung, sondern auch seine Ausbildung zum klerikalen Politiker und Diplomaten. Die spärlichen Bildungsmittel des 11. Jahrhunderts befanden sich ja ausschließlich im Besitze der Kirche. Dieser eignete auch bis zur Zeit, wo sie der Schablonewirthschaft des Jesuitismus verfiel, der demokratische Zug, dem Talente freie Bahn zu schaffen. Darum finden wir unsern Bauernsohn von Roavakum als

Fünfundzwanzigjährigen schon als Kaplan Gregors des Sechsten. Auf deutschem Boden mag ihm zuerst Sinn und Bedeutung von Machtfülle und Weltherrschaft aufgegangen sein, wie er ja in den kaiserlichen, fürstlichen und bischöflichen Pfalzen unseres Landes Gelegenheit hatte, die Stärke und die Schwäche des Reiches auszuspähen. Unschwer mag er erkannt haben, daß nur eine Herrenhand wie die des dritten Heinrichs die ewige deutsche Adelsanarchie niederzuhalten und welche Vortheile sein Gedanke aus dem unseligen Centrifugalgeiste der Deutschen zu ziehn vermöchte. Der Mönch kam rasch empor. Unter dem Pontifikat Leo's des Neunten hatte er am päpstlichen Hofe bereits einen großen Stand. Vom Subdiakon stieg er dann zum Erzdiakon, war Mitglied des Kollegiums der Kardinäle, verwaltete die städtischen Angelegenheiten Roms und zugleich die päpstlichen Finanzen. Als Finanzminister der Kurie trat er in Kompagnonschaft mit einem getauften jüdischen Bankherrn und diese Verbindung war sowohl für die päpstliche Kasse wie für die hilde=

brandische sehr gewinnreich. Es ist zweifelhaft, ob das polnische Sprichwort: „Spricht das Geld, schweigt die Welt" — damals schon erfunden war; aber unzweifelhaft ist, daß der Gesellschafter des getauften Juden sehr wohl wußte, was alles man der Welt zu beweisen vermöchte, so man Säcke voll Gold und Silber als Beweisgründe vorführen könnte. Unter den Päpsten Viktor dem Zweiten, Nikolaus dem Zweiten und Alexander dem Zweiten leitete der Premierminister Hildebrand die Politik des „heiligen Stuhls" mit ebenso kluger wie kühner Hand und brachte sie Schritt vor Schritt dem Ziele näher, welches seine Genialität ihr gesetzt. Seit Kaiser Heinrich der Dritte im Oktober von 1056 eines so beklagenswerth-vorzeitigen Todes gestorben war und seinen Sohn und Nachfolger, König Heinrich den Vierten, als unmündigen Knaben hinterlassen hatte, rückte Hildebrand dieses sein Ziel mehr und mehr an die Tageshelle. Der große Kaiser war todt; jetzt war Platz für den größeren Papst. Doch begnügte sich der päpstliche Minister noch

mit dem Wesen der Macht und gönnte anderen, dem zweiten Nikolaus und dem zweiten Alexander, den Schein und Namen. Während dieser beiden Pontifikate that er schon manches Entscheidende, um die Tiara von der Kaiserkrone zu befreien und die Umkehrung des bisherigen Verhältnisses der „beiden Schwerter" anzubahnen. So dieses, daß er die Wahl der Päpste auf das Kollegium der Kardinäle übertragen ließ, wobei vom kaiserlichen Rechte der Bestätigung oder Verwerfung schon nur noch nebenbei die Rede war. Die praktische Schlußfolgerung aus dieser Prämisse zog Hildebrand, indem er die Wahl Alexanders des Zweiten ohne alle Rücksicht auf den deutschen Kaiserhof machte. Nach dem Ableben dieser seiner päpstlichen Marionette, hielt der Minister dafür, daß jetzt die Zeit gekommen wäre, wo er auch formell werden müßte, was er sachlich schon lange gewesen. Am 29 Juni von 1073 ist er demzufolge unter dem Namen Gregors des Siebenten in der Peterskirche als Papst geweiht und aufgethront worden.

2.

Was wollte Gregor?

Daß die Erde ein Gottesstaat sei.

Wer sollte denselben regieren?

Der Statthalter Gottes auf Erden, der Papst.

Die alte kirchliche Vorstellung von dem einen Hirten und der einen Heerde erfuhr eine zeitgemäße Umbildung. Das Princip des Lehenstaates wurde auf das Verhältniß von Kirche und Staat, von Papst und Kaiser angewandt: — Gott, der Oberlehnsherr der Welt, hat den „heiligen Vater“ mit dem Erdkreis belehnt. Kraft der ihm also übertragenen göttlichen Machtvollkommenheit theilt der Papst Länder und Reiche als Lehen aus und zieht auch die verwirkten wieder ein. Der Kaiser ist dem zufolge nur der erste Vasall des Papstes, die kaiserliche Oberlehnsherrlichkeit über die Christenheit nur ein Ausfluß der päpstlichen,

ein „Beneficium“, das verdient werden muß und verwirkt werden kann, eine Gnade, die nach Gefallen erwiesen oder verweigert wird. Der Papst ist also von rechtwegen der Oberherr aller weltlichen Machthaber. Er steht ebenso hoch über dem Kaiser und über den Königen, wie der Gott über den Menschen, der Himmel über der Erde, die Kirche als göttliche Einsetzung über dem Staate als menschlicher Einrichtung steht.

Die Menschen des 11. Jahrhunderts glaubten, mit verschwindend wenigen Ausnahmen, an diesen Schwindelkoloß von Papstprämisse und folglich nahmen sie auch die Konsequenzen derselben an.

Gregor selber glaubte zweifellos an seine Aufstellungen. Er war von seinem Rechte, die Weltherrschaft ansprechen zu dürfen, zu müssen, vollständig überzeugt. Nichts könnte irriger sein, als zu wähnen, dieser Mann habe aus Gründen kleinlicher Selbstsucht gehandelt. Ordinäre pfäffische Herrschgelüste lagen weit unter ihm. Er wollte die Erde zu einem Gottesstaate machen; er wähnte, es zu können. Ein Revolutionär vom radikalsten

und kühnsten Schlage, hat dieser Mönch, in den Formen seiner Zeit und indem er sich als oberster Feudalherr proklamirte, dem Feudalsystem den Krieg gemacht und wenigstens instinktiv eine sociale Umwälzung angestrebt, basirt auf die Vorstellung von einer absoluten Gleichheit der Menschen vor Gott, beziehungsweise vor dem Vicegott, dem Papste. Gregor war ein glühender Idealist, ein begeisterter Optimist. Er glaubte an das Märchen von der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen; er glaubte an die Möglichkeit einer Harmonie auf Erden, an die Möglichkeit eines selbstlosen Hirten und einer friedsamen Heerde von wohlgepflegten und wohlgehüteten Lämmern. Und doch brauchte er nur die Augen aufzuthun, um wahrzunehmen, daß die Menschen weit mehr ins Fach der Wölfischkeit als in das der Lämmerlichkeit schlügen. Der Grundirrthum des großen Papstes war genau der, von welchem unsere modernen Socialisten und Kommunisten — die ehrlichen nämlich — sich narren lassen, also das Phantasiegebilde von der Menschen- und

Völkerbruderschaft. Als ob die Menschen und die Völker von Haus aus Brüder und nicht vielmehr Feinde oder, milder ausgedrückt, Konkurrenten im Geschäfte des Daseins wären! Als solche läßt die biblische Ursprungssage bedeutungsvoll schon die zwei ersten Brüder auftreten und richtig den einen durch den andern echtkonkurrentisch todtschlagen. Diese Konkurrenz zu verklagen oder gar zu verleugnen, ist ganz thöricht. Sie ist ja Schicksalsschluß. Ohne sie müßte das Geschäft des Daseins bald flau und faul werden, müßte geradezu verlottern und verlumpen, versimpeln und versiechen.

Abgesehen von der Widernatürlichkeit und folglich Unmöglichkeit des Systems, welches Gregor verwirklichen wollte, muß man ihm zugestehen, daß er mit ebenso großer Genialität wie Thatkraft an dieser Verwirklichung arbeitete. Er übersah nicht sein Jahrhundert, aber er wußte es zu fassen und zu führen. Sein Arbeitsmaterial war der Glaube seiner Zeitgenossen. Sein Hauptwerkzeug mußte demnach selbstverständlich die

Klerisei sein. Er richtete dieses Werkzeug meisterhaft zu seinen Zwecken her. Er gab dem Klerus die stramme Organisation einer Kaste, deren Interessen mit denen des Staates nichts mehr gemein haben sollten. Die gesammte Geistlichkeit wurde straffhierarchisch gegliedert und mittels schärffster Disciplin zu einem streitfertigen Heere gemacht, von seinen obersten bis zu seinen untersten Graden jedem Wort und Wink des Papst-Generalissimus unbedingt gehorsam und dienstbereit. Wenigstens war das Gregors hierarchisches Ideal, welches jedoch das Schicksal aller Ideale hatte, d. h. keineswegs vollständig verwirklicht wurde. Namentlich darum nicht, weil es dazumal noch deutsche Bischöfe und Priester gab, welche das Vaterland höher stellten als den Vatikan und dem verfluchenden Papste zum Trotz dem verfluchten Kaiser die Treue hielten.

Als Mittel, das benöthigte wohldisciplinirte und streitbare geistliche Heer zu schaffen, handhabte Gregor, wie jedermann weiß, drei Verbote: das der Simonie, das der Laien-Investitur und

das der Priesterehe. Das erste war sittlicher, die beiden andern waren hochpolitischer Natur. Die Aufhebung der Laien-Investitur, d. h. der die staatliche Vasallenschaft der Bischöfe und Aebte feststellenden Belehnung derselben von seiten der Könige mittels Ringes und Stabes, lös'te die Prälaten vom Staate los, die Durchsetzung des Cölibats die Priester von der Familie. Die socialpolitischen Folgen dieser Loslösung ergaben sich von selbst; der Priester stand außerhalb der Gesellschaft; ihre Mühen und Sorgen, ihre Freuden und Leiden waren nicht die seinigen. Was ging ihn fürder die „Welt" an? Was Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib und Kind, was Heimat und Vaterland? Ihm sollte das alles die Kirche ersetzen; sie sollte sein Ein und Alles sein. Aber in der Wirklichkeit war das doch nur eine tolle Einbildung. Nur in den allerseltensten Ausnahmefällen kann der Mensch über sich selbst hinaus und die verleugnete oder tyrannisirte Natur rächt sich unfehlbar und mit einer gewissen Schadenfreude an ihren Verleugnern und Tyrannen.

Man braucht daher über die gräuelhaften Folgen des Priestercölibats kein großes Geschrei zu machen. Sie mußten kommen. Die harmloseste dieser Folgen war, daß an die Stelle der rechtmäßigen Ehe der Priester die wilde trat, der Konkubinat. Keine Frage übrigens, daß es auch Priester gab, welche den Cölibat streng und strikt meinten und nahmen. Mittels mühsäligster Selbstquälerei hielten sich diese Asketen und Zeloten von dem „Quell des Bösen“, von den „Fackeln des Satans“ — das waren in ihren Augen die Frauen — ängstlich fern. Aber es ist doch sehr kennzeichnend, daß einer dieser Fanatiker, ein vorragender Zeit- und Gesinnungsgenosse Hildebrands, der Kardinal Peter Damiani, in seinem Hymnus auf die Freuden des christlichen Paradieses diese Freuden mit ebenso glühenden Farben gemalt hat, wie Mohammed die des islamischen Paradieses im Koran geschildert hatte. Ferner, daß derselbe Peter, obzwar schon ein durch Fasten, Selbstgeißelung und Bußgürtelpein abgemergelter Greis, bekannte, runzelige und triefäugige Weiber

vermöchte er wohl ohne Gefahr anzusehen, aber vor jungen und hübschen müßte er Augen und Herz hüten, wie ein gebranntes Kind das Feuer fürchtete. Endlich, daß abermals besagter heiliger Peter bei einer Gelegenheit ganz naiv erzählte, die in rechtmäßiger Ehe lebenden Priester Oberitaliens zeichneten sich durch Bildung, Pflichttreue und sittliche Lebensführung aus, während die im Cölibat lebende Klerisei Mittelitaliens in aller Rohheit und Lasterhaftigkeit förmlich sich wälzte. Die sehr nahe liegende Nutzanwendung dieser von ihm selber berührten Thatsache zu ziehen, fiel aber dem heiligen Manne nicht ein.

Papst Gregor war ein zu geriebener Politiker, um nicht zu wissen, daß es rathsam, mehr als einen Strang am Bogen zu haben. Darum verließ er sich weder auf das streitbar organisirte klerikale Heer allein, noch erwartete er alles von dem groben geistlichen Geschütze, von dem Bannstral- und Interdiktschleuderwerk. Vor- und umsichtig blickte er nach verläßlichen Bundesgenossen

aus, und er wußte solche zu finden in einer erklecklichen Anzahl von deutschen Fürsten und Bischöfen, in den normannischen Häuptlingen, welche damals ihr junges Reich in Unteritalien gegründet hatten, in vielen lombardischen Städtebürgerschaften, deren italisches und republikanisches Gefühl er sehr geschickt gegen die deutsche Kaiserschaft aufstachelte, und endlich in der charakterfesten Markgräfin Mathildis von Tuscien, welche ihn wie ihren Herrn und Heiland verehrte. Winkelskribenten und Schmutzblättler, welche schon im 11. Jahrhundert thaten, was sie noch heute thun, nämlich den Inhalt der Geifer- und Giftblase, welche sie statt der Seele in der Brust tragen, gegen alles geistig Hochragende emporspeien — solche Schmutzblättler und Winkelskribenten haben das Verhältniß Gregors zu Mathildis für ein unlauteres ausgeschrieen. Aber der Geifer des Neides und das Gift der Verleumdung haben die Höhe, auf welcher der große Papst stand, nicht zu erreichen vermocht. Dagegen ist es den Schmierfinken, welche auf päpstlicher Seite lästernd und verleumdend arbeiteten, nur

allzu gut gelungen, ihr Ziel, den deutschen König Heinrich den Vierten, zu erreichen. Dieses Ziel stand eben, die Wahrheit zu sagen, nicht so hoch, wie das der widerpäpstlichen Sudeler.

König Heinrich war freilich mit nichten der „Wütherich" und das „Ungeheuer", als welchen und welches die päpstlichen Pamphletisten ihn darstellten. Aber er war auch nicht der Mann, dem weltherrschaftlichen Größenwahnsinn Gregors die Zwangsjacke berechtigter Staatsansprüche anzuthun. Seine Jugend war nur eine Verkettung verwildernder und verbitternder Geschehnisse, er selber ein Zankapfel zwischen seiner frommen Mutter Agnes, die zur Erzieherin und Regentin auch nicht das Zeug hatte, und gewissenlos-machtgierigen Prälaten gewesen. Als sechszehnjähriger Jüngling mit dem Königsschwert umgürtet, hatte er das heiße Gefühl, daß es ihm ziemte, die während seiner Minderjährigkeit zum höchsten Uebermuth ausgeschlagene Adelsanarchie zu bändigen und die gänzlich darniederliegende königliche Gewalt im Reiche wieder aufzurichten. Aber dem

guten Wollen entsprach das Können bei weitem nicht. Wo höchste Staatsklugheit, Umsicht und Geduld hätten zur Anwendung kommen müssen, fuhr Heinrich, übelberathen und schlecht bedient, mit brausender Leidenschaftlichkeit darein. Am allerungeschicktesten verfuhr er dem stolzen und trotzigen Sachsenstamme gegenüber, von welchem dann auch die große Verschwörung und Empörung gegen das Reichsoberhaupt ausging (1073), zusammentreffend mit Hildebrands Erhebung auf den „Stuhl Petri“.

Der Papst ersah falkenäugig seinen Vortheil. Seine Legaten in Deutschland schürten eifrig das Feuer der Rebellion. Aber diese sank vor dem kräftig geführten Königsschwerte Heinrichs vorderhand bei Hohenburg an der Unstrut (1075) besiegt zu Boden. Nun forderte Gregor von dem jungen Könige, daß dieser in Anerkennung der kirchlichen „Reform“ solche Bischöfe, welche ihre Stäbe mittels Simonie erlangt hätten, absetzte und seine Räthe, welche Simonie getrieben, entließe. Widrigenfalls sollte mit kirchlichen Straf-

mitteln gegen ihn, den König selbst, vorgegangen werden. Heinrich, der wohl fühlte, wohin Gregor zielte und daß die Spitze der kirchlichen „Reform" gegen das deutsche Königthum, beziehungsweise gegen das deutsch kaiserliche Imperium gerichtet sei, entschloß sich, den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben. Er that es und konnte es thun; denn für einen tüchtigen Strategen und klugen Taktiker wäre dazumal das Kriegsspiel nicht übel gelegen. Allein wieder verdarb sich der König durch heftiges Dreinfahren seine Stellung, wobei ihm freilich zur Entschuldigung gereichen mag, daß ihn der Papst persönlich höchlich gereizt hatte. Denn Gregor hatte mittels mündlicher Botschaft den König der abscheulichsten Laster beschuldigt und im drohendsten Tone Besserung verlangt. Heinrichs Antwort war, daß er zu Worms ein nationales Koncil versammelte, welchem 24 deutsche, ein italischer und ein burgundischer Bischof anwohnten und das unter dem Vorsitze des Erzbischofs Siegfried von Mainz auf Begehren Heinrichs am 24. Januar von 1076 den „Bruder

Hildebrand" des päpstlichen Thrones, auf welchen er durch Bestechung, List und Gewalt gelangt wäre, förmlich für entsetzt erklärte. Des Königs Brief an den Entsetzten trug die Adresse: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht als an den Papst, sondern als an den falschen Mönch" — und der Schluß des Schreibens lautete: „Verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl! Ein anderer besteige den Thron Petri, der da nicht Gewalt übt unter dem Deckmantel der Religion, sondern die lautere Lehre verkündet. Ich, Heinrich, König von Gottes Gnaden, rufe dir mit allen meinen Bischöfen zu: Steige herab, steige herab!"

Aber Gregor stieg keineswegs von seinem Throne herab, sondern setzte sich nur fester und stolzer darauf. Ihm konnte die ihm von seiten des Königs gewordene Kriegserklärung auf Leben und Tod nur willkommen sein. Denn sie bot ihm ja eine prächtige Gelegenheit, die Ueberlegenheit des geistlichen Schwertes über das weltliche, die Macht des Geistes über die Materie in ihrem

ganzen Umfange zu zeigen und kundzuthun. Der päpstliche Gegenschlag gegen den königlichen Streich kam schnell. Am 21. Februar von 1076 verkündete Gregor, umgeben von einer stattlichen Synode von Kardinälen und Bischöfen, in der Salvatorskirche des Lateran Heinrichs Entsetzung vom Königthum und Reich, entband alle Christen des dem Könige geleisteten Treueides, belegte ihn mit dem Anathem und bannte ihn förmlich und feierlich.

Die Kaiserin-Witwe Agnes, Heinrichs Mutter, war damals in Rom anwesend und zur Stunde in der Salvatorskirche Augen- und Ohrenzeugin der Bannung und Verfluchung ihres Sohnes. Da nun so ein Bann und Fluch dem Glauben der Menschen von damals zufolge die zeitliche und ewige Verdammniß des Gebannten und Verfluchten herbeiführte, so mußten, sollte man denken, Mutterherz und Muttermund unwillkürlich dagegen aufschreien. Es geschah nicht und das ist ein schlagender Beweis, daß religiöser Wahn und Fanatismus selbst das Stärkste, was auf Erden lebt, das Muttergefühl, zu überwinden vermögen.

Kein Wunder also, daß der päpstliche Bannfluch gewaltig wirkte. Wie ein dörrender und versengender Föhn wehte er über die Alpen herüber, aber wie gefeuchtet durch den Schneehauch derselben fiel er als erquickender Regen auf alles in Deutschland, was der nationalen Einheit und dem durch Heinrich wiederhergestellten Königthume feindlich war. Einem gebannten Könige war man ja keinen Gehorsam, keine Treue schuldig. Im Gegentheil, Verrath und Empörung waren jetzt Christenpflicht. Nur wenige geistliche und weltliche Magnaten hatten ein Gefühl von Scham und Zorn, daß ein fremder Priester sich vermessen dürfte, das rechtmäßige Oberhaupt der deutschen Nation also zu beschimpfen. Die Adelsanarchie jubelte der Partikularismus war wieder einmal obenauf. Wäre Heinrich ein Nummer-Eins-Mann gewesen, so konnte es ihm nicht allzu schwer werden, auch jetzt wieder der Rebellion den Meister zu zeigen. Allein so, wie er war, hatte er gerade in dieser kritischen Zeit durch verschiedene Uebereilungen und Mißgriffe seine Lage noch verschlim-

mert. Die Herzoge und Fürsten, sowie die päpstlich-gesinnten unter den Prälaten fühlten ihre Stärke. Sie versammelten sich im Oktober von 1076 zu Tribur am Rhein und faßten Beschlüsse, welche für Deutschland ein Unglück und eine Schmach waren. Sie anerkannten offen den Papst als obersten Herrn und Richter in Sachen des Reiches und beschlossen, der gebannte König müßte sich des Regiments begeben, bis er vom Banne losgesprochen wäre. Auch müßte er seine Unterwerfung dem Papste förmlich erklären. Dieser würde zu Anfang des nächsten Jahres nach Deutschland kommen und einer nach Augsburg einzuberufenden Reichsversammlung vorsitzen. Dort sollte sich Heinrich vor dem Richterstuhle des Papstes stellen, um sein Urtheil zu empfangen. Lautete dasselbe lossprechend, so sollte er wieder König sein; lautete es verdammend, sollte er des Königthums für immer entsetzt sein. Der Hauptmacher der Rebellion, welche zu diesen Beschlüssen führte, war der Bischof Bukko von Halberstadt. Die Herzoge Rudolf von Schwaben, Welf von

Baiern und Berthold von Kärnten mitsammt den sächsischen Baronen hatten mit Gier den religiösen Vorwand ergriffen, von dem gebannten König abzufallen.

Heinrich seinerseits und die ihm treugebliebenen geistlichen und weltlichen Herren sahen es für eine unumgängliche Nothwendigkeit an, der Empörung diesen religiösen Vorwand zu entziehen, sowie alles daran zu setzen, den Papst nicht nach Deutschland kommen zu lassen. Ja, wenn die deutschen Städtebürgerschaften, welche treu an Heinrich hielten, wie sie trotz Bann und Interdikt später treu zu den Staufenkaisern standen, schon die Bedeutung und Macht erlangt gehabt hätten, welche sie zwei Jahrhunderte später besaßen, dann würde die Möglichkeit gegeben gewesen sein, die verrätherischen Beschlüsse von Tribur mit dem Schwerte zu zerhauen. Allein im 11. Jahrhundert war die Wehrfähigkeit des Reiches noch bei den großen Feudalherren und dem Willen derselben mußte der verrathene König sich unterwerfen, maßen ja auch die Bischöfe und Barone seines

angestammten Herzogthums Franken nichts für ihn thun wollten.

Er ging nach Kanossa.

Das ist der größte Triumph gewesen, welchen die Kirche über den Staat, der Romanismus über das Germanenthum jemals davongetragen hat. Aber, wohlverstanden, dieser Sieg Roms ist schlechterdings nur möglich geworden durch die schmachvolle Untreue der Mehrzahl des deutschen Adels und der deutschen Prälatenschaft. Zu allen Zeiten haben ja Deutsche selber ihrem Lande die bösesten Wunden geschlagen.

3.

Von Speier aus, wo er in halber Gefangenschaft weilte, hatte der gedemüthigte König eine Botschaft an den Papst gelangen lassen, daß er

sich unterwärfe und nur um die Ledigung vom Banne bäte. Umsonst. Gregor wies die Bitte hart und herbe zurück. Er brannte vor Begierde, nach Deutschland zu kommen und inmitten der Reichsversammlung zu Augsburg als höchster Schiedsrichter auf Erden zu thronen. Gewiß, es hieße diesen großen Geist mit kleinem Maßstabe messen, wollte man dieses Verlangen auf eine persönliche Eitelkeit zurückführen, die es gekitzelt hätte, in dem Lande, wo er früher als demüthiger Mönch erschienen war, jetzo in dem ganzen Glanze seiner Vicegottheit aufzutreten. Aber es durfte und mußte den Papst reizen, die Statthalterschaft Gottes, wie er sie faßte und führte, gerade unter d e r Nation, bei welcher „das weltliche Schwert", das Imperium war, mittels einer Haupt- und Staatsaktion von ungeheurer Bedeutung zu manifestiren, den Staat in der Person des angeklagten Königs zu seinen Richterfüßen zu sehen und mittels seines Wahrspruches die Erhöhung des Gottesstaates über das erste weltliche Reich und folglich über alle weltlichen Reiche ein- für allemal zu besiegeln.

Vor der Weinacht von 1076 sandte er ein Schreiben an die deutschen Päpstler, alles zu seinem Empfange zu rüsten. Dann brach er von Rom auf, ging über Florenz und den Apennin nach Mantua, bis wohin die große Gräfin Mathildis ihn geleitete, und war im Begriffe, weiter nordwärts zu reisen, das Etschthal aufwärts, als ihm der Bischof von Vercelli einen Boten zusandte mit der überraschenden Nachricht, der gebannte König der Deutschen hätte die Alpen überstiegen und stände schon auf italischem Boden. Mit Heeresmacht? Gregor mußte das glauben. Seine Eisenseele konnte sich gar nicht vorstellen, daß Heinrich, der tödtlich beleidigte und beschimpfte Germane, nicht als Rächer, sondern als Flehender käme. Eilends kehrte demnach der Papst um nach Tuscien, wo er des Schutzes seiner mächtigen gräflichen Verehrerin gewiß war, und fühlte sich erst sicher, als sich das Burgthor von Kanossa hinter dem Eingerittenen geschlossen hatte. Das war ja die festeste von Mathilde's Burgen. Etliche Meilen südwärts von Reggio ragte sie auf einem

steilabfallenden, aber geräumigen Quarzfelsen hoch in die Lüfte. Ein dreifacher Mauerring umgab das Schloß, welches für uneinnehmbar galt und außer den Wohn- und Wirthschaftsbauten auch ein Mönchskloster sammt Kirche enthielt. Heute bezeichnen nur noch Trümmer die Stelle, deren Name jedem deutschen Gemüthe sich einätzen sollte wie mit Feuer geschrieben.

Derweil war es Heinrich gelungen, etliche Tage vor der Weihnacht mit seiner treuen Königin Bertha, seinem kleinen Sohn Konrad und einem braven Dienstmann von Speier wegzukommen und nach Besançon zu gelangen, allwo er bei dem Grafen Wilhelm von Hochburgund, dem Ohm seiner Mutter, Rast fand. Heimlich hatte er sich aus Deutschland wegstehlen müssen, weil die verschworenen Fürsten im Einverständniß mit dem Papste des Königs Reise nach Italien gewaltsam verhindern wollten und zu diesem Zwecke auch die schweizerischen, tirolischen und kärntischen Alpenpässe versperrt hielten. Die Weiterfahrt von Besançon gen Genf hatte übrigens schon

kein so ärmliches Aussehen mehr, sondern gewann Schritt vor Schritt ein mehr königliches. Jenseits der Rhone, am Fuße des zu überschreitenden Hochgebirges wurde Heinrich von seiner Schwiegermutter begrüßt, der Markgräfin Adelheid von Savoien, welche auch ihren Sohn Amadeus mitgebracht hatte. Die Fürstin hatte alles zum Ueberschreiten des Mont-Cenis-Passes vorbereitet und alle damals bekannten Mittel, ein solches Unternehmen möglich zu machen, waren reichlich aufgeboten. Aber ein ungewöhnlich harter Winter hatte den Paß pfadlos gemacht und der Alpenübergang Heinrichs mit Bertha und dem dreijährigen Konrad war in Wahrheit ein furchtbares Mühsal. Schwieriger noch als das Hinansteigen war das Hinabklettern. Die Frauen mußten streckenweise auf Ochsenhäuten geschleift werden. Im gastlichen Kloster Novalesa erholten sich der König und sein Wandergefolge zuerst von den winterlichen Bergstrapazen. Dann ging der Zug weiter gen Susa, Turin, Vercelli und Pavia.

Und nun zeigte sich das Ueberraschende, daß der aus Deutschland entwichene deutsche König auf italischem Boden jubelnd bewillkommnet wurde und imperatorisches Ansehen genoß. Lombardische Bischöfe, Grafen und Bürgermeister, alles, was dem kirchlichen Absolutismus abhold und dem Papalismus, wie ihn Gregor verstand und übte, feindselig war, sammelte sich um den gebannten Heinrich. Es stand bei ihm, mit Heeresmacht nach Tuscien hinabzuziehen und dem „geistlichen" Schwerte zu zeigen, daß das „weltliche" noch nicht stumpf geworden sei. Aber der König war nicht mehr ein Sausewind von Jüngling, sondern ein in der herben Schule des Missgeschickes belehrter Mann. Vor allem mochte er den italischen Sympathiebezeigungen misstrauen als einem bloßen Strohfeuer. Sodann haben ihm die deutschen Prälaten und Barone, welche sich, zum Theil mit ihm gebannt, in der Lombardei mit ihrem Könige vereinigten, sicherlich dringend gerathen, bei seinem Entschlusse, die Ledigung vom Banne auf friedlichem Wege zu erlangen, fest zu beharren.

weil nur dadurch der Rebellion in Deutschland die Spitze abgebrochen werden könnte. Endlich mochte in Vercelli oder Pavia wohl auch etwas davon verlautet haben, daß gerade das Auftreten Heinrichs in der Rolle eines friedsamen, flehenden Büßers dem Papste am allerquersten käme. Vielleicht gerade darum gelang es dem Könige, auch seine lombardischen Anhänger zu überzeugen, daß es für jetzt das Klügste wäre, so er die übernommene Rolle durchführte.

Und er führte sie durch: mit dem höchsten Heroismus von Duldmuth führte er sie durch.

Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß sich Gregor zu Kanossa befände und daß die Gräfin Mathildis und der Abt Hugo von Kluny, des Königs Pathe und bewährter Anhänger, bei ihm wären, brach er nach Reggio auf. Hier ließ er Weib und Kind, sowie sein ganzes Heergefolge zurück und ritt mit seiner Schwiegermutter Adelheid, seinem Schwager Amadeus, dem Markgrafen Azzo von Este, dem Bischof Gregorius von Vercelli und den deutschen Bischöfen, die ihm aus der

Heimat gefolgt waren, auf Kanossa zu. Halbwegs zwischen Reggio und dem Felsenschlosse kamen die Gräfin Mathildis, von der in jenen Tagen gesagt ward, daß sie „ihren päpstlichen Gast bewirthete wie Martha und seinen Worten lauschte wie Maria", und der Abt Hugo dem König-Büßer entgegen. Man sprach hin und her, wie eine Vermittelung, welche die Gräfin und der Abt gern übernommen hätten, zu ermöglichen wäre, wußte aber keinen zielsicheren Weg ausfindig zu machen. Mathildis und Hugo begaben sich nach der Burg zurück und Adelheid, Amadeus und Azzo ritten mit ihnen. Gemeinsam wollten sie beim Papste die Fürbitte einlegen, daß er die Unterwerfung des Königs annähme und ihn vom Banne losspräche. Sie thaten so, allein Gregor wies sie ab und verlangte, daß Heinrich ihm seine Königskrone übergäbe und derselben für immer entsagte. Um diesen Preis wollte er den Bannfluch von ihm nehmen. Der Papst mochte überzeugt sein, daß der Gebannte diese Bedingung nicht eingehen würde, nicht eingehen

könnte, und gerade darum hatte er sie aufgestellt. Schon die Rücksicht auf seine Bundesgenossen, die deutschen Fürsten, mußte ihn hierzu bewegen, da er sich ja denselben gegenüber verpflichtet hatte, nur gemeinsam mit ihnen den großen Streit zu entscheiden. Ledigte er nun aber den König des Bannes, so war damit der scheinbar berechtigten Verrätherei der deutschen Aristokratie die Basis entzogen und mußte dieses Präcedens dem ganzen Handel eine andere Wendung geben. Es ist daher nur gerecht, zu sagen, daß Gregor sich in einer häßlichen Klemme befand, als der König durch sein unvermuthetes Erscheinen in Italien ihm den Weg nach Deutschland abgeschnitten hatte und sich anschickte, ihm, so zu sagen, auf den Leib zu rücken, obzwar nur als bittender Büßer. Das Verhalten, welches der weiland Bauernjunge von Roavakum, der es dahin gebracht hatte, in den Augen der Gläubigen für den „fleischgewordenen Christus" zu gelten, in den nächsten Tagen dem gebannten Könige gegenüber einhielt, sieht allerdings wie steinherziger Größenwahn aus,

stellt sich aber bei näherem Zusehen als die Logik des gregorischen Papstprincips und der aus diesem erflossenen Politik dar. Daß die Logik doch nicht aushielt bis zuletzt, daß Gregor schließlich in der Hauptsache nachgab, lieferte den Beweis, daß der Vicegott eben auch ein Mensch war, dessen Nerven nur bis zu einem gewissen Grade der Bestürmung standhielten.

Derweil war Heinrich mit seinen Begleitern an den Fuß des Felsens von Kanossa herangekommen. Seine Fürsprecher haben ihm zweifelsohne sofort von der Burg herab sagen lassen, daß ihre Bemühungen fruchtlos gewesen und welche Bedingung ihm der Papst stellte. Der König scheint darauf vorbereitet gewesen zu sein; denn während seine Begleiter in dem Weiler am Fuße des Burgfelsens sich einherbergten, beschloß er, mittels eines auffälligsten Aktes der Welt zu zeigen, daß er bis zum Aeußerßen sich demüthigen und durch Vornahme der strengsten Bußübungen seine Lossprechung vom Bann erkaufen wollte.

Noch am Tage seiner Ankunft vor Kanossa, wie es scheint, am 25. Januar von 1077 erschien der König barfüßig und mit dem härenen Bußhemd angethan, umgeben von seinen gleich ihm gebannten Getreuen, barfüßigen Grafen und Bischöfen, vor dem Hauptthore der Burg und verlangte als unterwürfig flehender Büßer Einlaß. Da stand der erste König der Christenheit, der Sohn Kaiser Heinrichs des Dritten, bei strenger Winterkälte mit bloßen Füßen als weinender Bettler im Schnee bis zur herabsinkenden Nacht. Umsonst. Am anderen Tage ging das klägliche Schauspiel auf's neue in Scene und währte vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Umsonst. Droben im Schlosse bestürmten Adelheid und Mathildis, Hugo, Amadeus und Azzo den Papst mit Weinen und auch im Zorn: er selbst hat nachmals ausgesagt, sie hätten ihn einen hartherzigen Menschen und grausamen Tyrannen gescholten. Aber noch hielt er aus. Und ebenso der König: auch am dritten Tage that er unverdrossen seine bittere Bußarbeit und führte das

Unerhörte durch. Da endlich wichen die Nerven des Papstes dem unausgesetzten Ansturm der Vermittler und Vermittlerinnen. Und auch dannzumal nur bis zu einem gewissen Punkt. Er willigte ein, die Bürde des Bannes von des Königs Haupt zu heben, aber nur unter schweren Bedingungen. Bevollmächtigte von beiden Seiten traten mitsammen in Verhandlung: von seiten Gregors sieben Kardinäle, von seiten Heinrichs der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Osnabrück und Vercelli, der Abt Hugo und etliche Barone. Man kam überein, daß der König vor seiner Lossprechung feierlichst versprechen müßte, die Ausgleichung seines Zwistes mit den rebellischen deutschen Fürsten dem Urtheil und der Zeitbestimmung des Papstes zu unterstellen, sowie, die Reise Gregors nach Deutschland, falls dem Papste dieselbe zu unternehmen beliebte, mit allen Mitteln zu sichern und zu fördern. Der König gab das geforderte Versprechen. Es wurde eine Urkunde über das erreichte Einvernehmen aufgesetzt und von den beid-

seitigen Bevollmächtigten unterzeichnet. Für Heinrich auch von Adelheid und Mathildis.

Und nun that sich das Burgthor endlich auf und ließ den König und seine Mitgebannten ein. Die Burgherrin mag den unglücklichen Gast im Hofe empfangen und in den „Palas“ geleitet haben, wo der Papst mit seinen Kardinälen der Ankömmlinge harrte. Da, als sie vor dem Angesichte des gewaltigen Priesters standen, geschah etwas, das trotz alledem und allediesem das Gefühl hervorruft, der Geist meistere die Materie. Heinrich und seine Mitgebannten warfen sich mit ausgebreiteten Armen zur Erde und stammelten unter Thränen ihr Schuldbekenntniß her. Der eiserne Papst selber vermochte sich des Weinens nicht zu enthalten. Dann richtete er Ermahnungen und Tröstungen an die Büßer, sprach die Formel der Absolution und hob die also wieder in den Schoß der Kirche Aufgenommenen vom Boden auf. Hierauf schritt er ihnen voran zur Burgkirche, sprach ein Dankgebet und celebrirte

selber die Messe. Der Mönch Lambert von Hersfeld meldet auch, der Papst hätte den König aufgefordert, gemeinsam mit ihm die geweihte Hostie zu genießen, dessen sich Heinrich im Gefühle seiner Unwürdigkeit geweigert habe; allein diese Meldung untersteht der Anzweifelung. Nachher tafelten König und Papst mitsammen, hatten dann noch eine Unterredung und hierauf verließ Heinrich mit seinen Getreuen die Burg.

Wie mag er aufgeathmet haben, als der Fels von Kanossa ihm aus dem Gesichte war! Was er dort gesucht, hatte er gefunden: die Lossprechung vom Banne und die Vereitelung der bedrohlichen Reichsversammlung zu Ausburg. Aber um welchen Preis? Um einen Preis, welcher den darum erkauften Vortheil weit überwog. Der Name Kanossa war fortan gleichbedeutend mit der Unterwerfung des deutschen Kaiserthums unter das römische Papstthum. Welche Fülle von Unheil, bis auf den heutigen Tag herab, für unser Land aus dieser Thatsache entsprungen, weiß jeder, wer es wissen will. Für uns Deutsche ist „Kanossa"

eins jener Schmerzensworte, wie jedes Volk eins oder mehrere besitzt, — so ein Wort, welches eine Welt von Scham und Zorn in sich fasst.

Selbstverständlich konnte ein Friede, wie er zu Kanossa zwischen Krone und Tiare mühsäligst zustandegekommen war, nur ein kurzlebiger Waffenstillstand sein. Denn auch mit dem besten Willen vermochte der König nicht zu halten, was er hatte versprechen müssen; er vermochte es nicht, weil die königliche Partei in Italien wie in Deutschland es nicht duldete. Und ganz abgesehen von allen Parteiverhältnissen und von der Politik überhaupt, wie konnte, rein menschlich genommen, eine „Versöhnung“ von der Art der zu Kanossa erzwungenen ehrlich und dauerhaft sein? Unmöglich! Der Gedemüthigte konnte dem Demüthiger nicht verzeihen und der Demüthiger ebenso wenig, ja noch weniger dem Gedemüthigten.

Daß Heinrich aus der schrecklichen Prüfung von Kanossa als ein besserer Mensch und König hervorging, untersteht keinem Zweifel. Er war, wie schon gesagt, kein Nummer-Eins-Mann, aber

als einen Nummer-Zwei-Mann hat er fortan sich ausgewiesen, und ein solcher will schon etwas bedeuten auf der Schaubühne der menschlichen Tragikomödie, allwo ja sogar Nummer-Zehn-Männer als Könige, Minister, Generale, Diplomaten und Parlamentarier eine immerhin recht leidlich gute Figur machen. Mannhaft führte Heinrich den schweren Kampf um sein königliches Dasein weiter. Er wurde mit den beiden ihm durch die päpstliche Politik erweckten Gegenkönigen Rudolf von Schwaben und Hermann von Lützelburg fertig; er wurde mit Gregor selber fertig. Im Jahre 1083 kam er mit Heeresmacht nach Italien, eroberte Rom, schloß den Papst in die Engelsburg ein, ließ den Eingeschlossenen durch eine Synode von deutschen und italischen Bischöfen des Stuhles Petri entsetzen und auf diesen den Erzbischof Guido von Ravenna als Klemens den Dritten erheben, welcher dann in der Peterskirche dem deutschen Könige die römische Kaiserkrone aufsetzte. Des Kastells San Angelo ver-

mochte er sich nicht zu bemächtigen und Gregor ist von dort nach des Kaisers Heimkehr nach Deutschland zu seinem treuen Freunde, dem Normannenherzog Robert Guiskard, nach Unteritalien entwichen. Aber seine weltgeschichtliche Rolle war ausgespielt: er war und blieb ein entthronter und verbannter Mann. Bis zu seinem letzten Athemzuge jedoch hat er, von seinem Rechte vollständig überzeugt, für das Papstthum, wie er es geschaffen, gedacht, gesprochen, geschrieben, gekämpft. Am 25. Mai von 1085 ist er zu Salerno gestorben. Die dem Sterbenden in den Mund gelegten Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; darum sterb' ich im Elend" — klingen nicht sehr wahrscheinlich, weil sie keineswegs gregorisch klingen. Der größte der Päpste war nicht der Mann, sterbend sich und seine Sache für besiegt zu erklären. Er wußte ja, daß sein Werk ihn überdauern werde.

Es hat ihn überdauert und war mächtig genug, den Lebensrest Kaiser Heinrich des Vierten zu

einer Hölle zu machen. Der von Gregor i. J. 1080 zum zweitenmal auf Heinrich gelegte Bannfluch war eine Last, die der lebende Kaiser nicht mehr abzuschütteln vermochte und die noch auf dem Todten wuchtete. Und das Bitterste kam noch über ihn: der Verrath der eigenen Kinder. Nach einander erhoben seine beiden Söhne Konrad und Heinrich rebellische Waffen gegen den Vater. Vergebens hielten, wie immer, so auch jetzt die treuen Städte zum Kaiser. Er erlag der schnödesten Untreue und List des Verräthers Heinrich, und als sich der Greis noch einmal zum Kampfe für sein gutes Recht aufraffen wollte, trat ihn der Tod an. Zu Lüttich im Schutze des treuen Bischofs Otbert ist er am 7. August 1106 gestorben. Der Haß der Kirche verfolgte ihn bekanntlich noch in's Grab hinein oder weigerte ihm vielmehr ein Grab. Denn die Priester der „Religion der Liebe“ besitzen unbestritten den Ruhm, die Kunst des Hassens bis zur höchsten Virtuosität ausgebildet zu haben. Aber nicht darum ist die Geschichte des Christenthums die gräuelvollste aller

Religionsgeschichten, sondern desshalb, weil der arme Ikaros Mensch, je höher er in den Aether des Ideals hinaufgeflogen ist, desto tiefer in den Erdschmutz herabfällt. Man halte einmal mit der Bergpredigt die Kirchengeschichte zusammen oder mit dem „Kindlein, liebet einander!“ die Händel der Arianer und der Athanasier, der Päpstler und der Protestanten, der „Griechen“ und der „Lateiner“, der Lutheraner und der Kalvinisten, und man wird, so man nämlich nicht schlechterdings sich selber und andere belügen will, schaudernd erkennen und anerkennen müssen, daß das christliche Ideal in der geschichtlichen Wirklichkeit nur ein höllisches Zerrbild seiner selbst geworden ist. Nicht besser kann und wird es dem sogenannten humanistischen Ideal ergehen, falls man demselben die Flügel nicht bei Zeiten beschneidet. Der Menschenbruderschaftsschwindel kann nur Unheil anrichten, weil er Blick und Sinn für das Wirkliche und Mögliche abstumpft und aus falschen Voraussetzungen verrückte Schlüsse ziehen lehrt. Die Menschen, die Parteien, die

Völker und die Rassen sind nicht dazu da, einander zu lieben, sondern einander Konkurrenz zu machen in tausenderlei Formen. Denn nur diese rastlose Konkurrenz in allen ihren zahllosen Geschäftszweigen erhält die Firma Menschheit tüchtig und leistungsfähig. Wir leben nicht in Utopia, sondern auf Erden, und das Dasein ist keine Schlaraffei, sondern Arbeit, Sorge und Kampf.

# Wimmerle und Wusele

oder

# Der Ring des Saturn.

Ein Abenteuer aus Ragaz.

(1876.)

Es regnete mit christlich-germanischer Innigkeit, wie sich unser hochverehrter Mitkurgast, der Herr Hofoberprediger, ausgedrückt haben würde. Ich meinestheils schreibe nur: es regnete so wässerig, daß ich besagten Herrn leibhaft vor mir zu sehen glaubte, wie er seinen hochwürdigen Karpfenmund — ein weniger höflicher Mensch als ich würde geradezu sagen: sein Karpfenmaul — auseinanderfaltete, um in Homilienform uns zu belehren, daß in der langweiligst aus allen Zeitungen herausgähnenden orientalischen Frage die Interessen Deutschlands und Russlands identisch und untrennbar seien. Als resignirter Kurist schloß ich das Fenster, ließ regnen, was da regnen mochte, und warf mich wieder mit Ent-

schlossenheit in Dahns vierbändigen „Kampf um Rom“, um den ich weiß nicht mehr wievielten Gothenkönig zu Tode tödten zu sehen. Einer unserer großen Kritiker von heute, denen nur unmaßgeblich zu rathen wäre, daß sie sich etwas besser hinter den Ohren abtrocknen möchten, bevor sie zu orakeln beginnen — hat dekretirt, besagter Vierbänder sei der beste aller historischen Romane. Demzufolge hab' ich pflichtschuldig durch alle vier Bände mich durchgehauen, denn mit simpelm Lesen reicht man in diesem Waffengetümmel nicht aus. Im übrigen war es eine recht freundliche Ueberraschung für mich, mitten unter allen den Lanzen und Schwertern einer lieben alten Bekannten aus Scotts Ivanhoe zu begegnen, der schönen Rebekka, so beim Spindler Esther, beim Dahn dagegen Miriam heißt. Ohne diese schwarzhaarige, glutäugige, von Edelmuth und Entsagungsheroismus förmlich strotzende Tochter des Löwen vom Stamme Juda geht es nun einmal in einem richtigen historischen Roman nicht ab und vollends in dem „besten aller historischen

Romane“ mußte ſie nothwendig mitaufmarſchiren, um ſich gelegentlich für den geliebten Chriſtenjüngling, welcher diesmal nicht Wilfried oder Dagobert, ſondern zur Abwechſelung Totila heißt, umbringen zu laſſen.

Ich ſchickte mich an, über das Bedenkliche und Gefährliche typiſcher Figuren ſogar für wirkliche Poeten — denn ein ſolcher iſt ja Dahn — in etlichen Dutzenden von Paragraphen zu äſthetiſiren, als die Thüre meines Zimmers aufging und zwei abſonderliche Geſtalten hereintraten.

In der vorderen erkannte ich meinen Landsmann und Jugendfreund Wimmerle, von Handwerk ein königlich wirtembergiſcher Ober-Ober, nämlich Oberpräceptor, von Wuchs ein exotiſches Knollgewächs, von Geſinnung ein „Bettelpreuße“, wie er jedem, der es hören wollte, mit Stolz zu erklären liebte. Denn er ging in ſeinem Heimatlande gegen alle „Reichsfeinde“ tapfer an, betete täglich dreimal den nationalliberalen Roſenkranz, hatte eine heimliche, bereits auf 48 Geſänge angeſchwollene Biſmarckias gehexametriſirt und reiſte

sichtbar der Reichstagmitgliedschaft entgegen. Er ist ein zwar kleiner, aber desto breiterer Mann, und maßen er, seit 30 und mehr Jahren beständig auf Freiersfüßen wandelnd, sich immer modisch trägt, so hatte er heute auf seinem gewaltigen Globus von Kopf ein unendlich langes und dünnes Stück Ofenrohr von Seidefilz sitzen, wie es die neueste Herrenmode verlangt. Als Ganzes genommen, glich er auf und eben einer wandelnden Riesenkartoffel, welcher man einen schwarzen Trichter aufgestülpt hat. Sein Sprechen ist ein Wimmern. Addirt man die Stimmen von drei ausgewachsenen Mäusen zusammen, so ergibt sich als Facit das Sprachorgan meines ober-oberlichen Freundes.

Repräsentirte der gute Wimmerle die Kugelform, so stellte sein Begleiter die gerade Linie dar. Eine richtige Hopfenstange von Mensch. Er musste sich, um den Thürrahmen zu passiren, etwas bücken, was er augenscheinlich nur wider willig that. Denn in der ganzen Erscheinung des jungen Mannes sprach sich ein Größebewusstsein

aus, ein Größebewusstsein, das um keine Linie kleiner war als er selbst, also sieben Fuß lang. Wenn man ihn zu seiner vollen Höhe aufgerichtet dastehen sah, musste man ihn sofort für einen kecken Mann halten, weil er es wagte, auf so dünnen Beinen zu stehen und zu gehen. Er war comme il faut in einen hellen Sommeranzug gekleidet, aber „genial-nachlässig“, d. h. etwas schmierfinkisch. Auf seinem kleinen, auf langem Halse weit aus den Schultern ragenden Kopfe trug er ein wahres Ungeheuer von schwarzem Schlapphut, dessen Krämpe die rechte Seite seines nicht unschönen Gesichtes völlig beschattete, während in der hochaufragenden Kipfe noch mindestens ein Halbdutzend Köpfe Platz gehabt hätte.

Auf den ersten Blick hatte ich in dem Fremdling das Zukunftsgenie erkannt. Der märchenhafte Hut vollends stimmte mich, der ich in den letzten Tagen so viel vom bayreuther Bühnenfestspiel hatte hören müssen, ganz urzeitlich und germanisch-gebrüder-grimmig, ja völlig stabreimerlich, daß es mir nur so herausschoß: „Von wannen,

o Wandrer, im Wodanshut wallst du? Aus Wallhall oder Wahnfried, wabernd in Wonnsal? Willst du wirken mir Wissen, ob Wagner wohlauf, der Wagalawaier?"

„Was Wagner?" entgegnete der Fremde schneidend und, im wörtlichen Sinne, hoch herab: „Wagner? Bah! Ueberwundener Standpunkt, verschüttetes Bier, ausgetretener Schuh ... Ich bin Woselli!"

Sprach's, schritt an mir vorüber, warf sich auf das Sopha wie einer, so von seinem Eigenthum Besitz nimmt, reckte und streckte sich und versank in die unergründliche Tiefe seiner Gedanken.

Ich sah den Wimmerle fragend an. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte mir an den Ellenbogen: „Eigentlich heißt er Wusele und ist ein Landsmann von uns, in Sindelfingen bei Böblingen geboren, glaub' ich. Im übrigen ein „hinausgeschmissener" Stiftler, also von Haus aus etwas Bedeutendes."

(NB. Der Ober-Ober war selber ein „hinausgeschmissener“.)

„Ist der Kerl aus der Anstalt droben in Pirminsberg entsprungen?“ fragt' ich.

„Behüte! Wo denken Sie hin? Ein Mann von solcher Zukunft! Reines Weltgenie! Er dichtet, tonsetzt, zimmert, meiselt, malt, maschinenbaut, beleuchtungskünstelt und feuerwerkt an einem Ewigkeitskunstkoloß, an einer Universalmusiktragödie, betitelt: Der Ring des Saturnus. Er selbst hat es mir gesagt.“

„Einer der in Bayreuth Uebergeschnappten also? Wo haben Sie ihn denn aufgegabelt?“

„Hinten in der Quellschlucht. Aber Sie thun dem herrlichen Jüngling bitteres Unrecht. Er ist kein Narr, herrentgegen — (bei diesem Worte fühlte ich mich heimatlichst angeschwabt und angeschwäbelt) — herrentgegen ein Genius, ein Dämon, wenn Sie wollen, der den großen Wagner weit überwagnern wird.“

„Kommen denn auch S i e kerzengerade aus Bayreuths Biergau, will sagen aus Nibel- und Narrenheim?“

„Wie so? Sie wissen ja, daß ich seit Wochen hinten in Pfäfers bade. Vorgestern langte unser Titan Wusele dort an, um in der Quellschlucht Naturlautestudien zu machen. Das Wüthen der durch den giganteſken Felsspalt brausenden Tamina sollte ihm das Leitmotiv“ ....

„Leitmotiv?“ schrie Don Woselli, aus dem Abgrund seiner Schöpfungsgedanken auftauchend — „Leitmotiv? Miserable Wagnerei! Ich werde Hau- und Stoßmotive, Zerr- und Zwickmotive finden, ich!“

Schrie's und tauchte wieder unter.

Das Abenteuer fing mich an zu belustigen.

„Also ein Zerr- oder Zwickmotiv“, sagte der begeisterte Wimmerle beschwichtigend — „für die kolossale Weltuntergangsschlußscene, allwo der alte Saturn seinen Ring abschüttelt.“

„Sollte er wirklich so rabiat sein?“

„Gewiß, der Wusele wird ihn schon dazu bringen. Aber was ich sagen wollte, ja, sehen Sie, in der erhöhten Stimmung, in welche mich gestern mein epochemachender Fund versetzt hatte,

war ich so recht willig und fähig, den ungeheuren Plan, in welchen unser großer Landsmann mich einen Einblick thun ließ, zu verstehen. Reines Weltgenie, sag' ich Ihnen. O tübinger Stift, was will es heißen, daß Schelling und Hegel und Strauß aus dir hervorgegangen sind, verglichen mit der Thatsache, daß der Wusele aus dir herausgeschmissen worden ist!"

„Tausend Kontrabässe, fünfhundert Baßtuben, ebenso viele Kontrafagotte und zweihundert Pauken rasaunen los", rollte es dumpf unter dem Wodanshut hervor. „Dazu die Entladung von zwölf Batterien Vierunddreißigpfündern, Glockengestürme von allen verfügbaren Thürmen, Wehgeheul der Menschheit, Gedonner des Vesuv, Aetna, Stromboli und Hekla—"

„Um Gotteswillen, wozu das alles?" fragte ich entsetzt.

„Wozu, Sterblicher? Gürte deine Lenden, ich will dich fragen und du antworte mir."

„Immer zugefragt, edler Don."

Aber das Weltgenie war wieder zusammengeklappt wie ein Taschenmesser und in den mehrbesagten Abgrund versunken.

Derweil hatte Herr Wimmerle ein Paket, welches er unter dem Arme getragen, auf einen Stuhl gelegt und auseinandergeschlagen. Mit einer gewissen Feierlichkeit entzog er der Papierhülle einen Gegenstand, welcher sich bei näherem Zusehen als ein um und über verrosteter Eisensporn darstellte, wie die Reiter im 15. oder 16. Jahrhundert solche getragen haben.

„Rathen Sie mal, was das ist?“ fragte Wimmerle wichtig, mir das alte Ding darreichend.

„Nun — versetzte ich, indem ich vergeblich versuchte, das eingerostete Spornrad mit seinen bedrohlich langen Stacheln zum drehen zu bringen — was anders, als ein alter Reitersporn?“

„Erlauben Sie, doch noch etwas anderes, etwas viel anderes.“

„Was denn?“

„Ein Sporn Ulrichs von Hutten."

„Warum nicht gar?"

„Sie glauben nicht an die Echtheit der Reliquie?"

„Fällt mir nicht ein."

„Wollen Sie leugnen, daß der Hutten im Juli des Jahres 1523 die Bäder von Pfäfers, welche sich dazumal in der Quellschlucht selbst befanden, gebraucht habe?"

„Warum sollt' ich das leugnen?"

„Gut, also die Prämisse ist festgestellt, wie ja auch daran kein Zweifel sein kann, daß dieser Sporn da ganz entschieden die Sporenform jener Zeit trägt. Ferner: der Sporn ist ganz nahe bei der Stelle, wo der arme Ulrich vor Zeiten gebadet hat, aufgefunden worden, so zu sagen durch mich selbst oder wenigstens in meiner Anwesenheit, und zwar im Bette der Tamina, welche man dieser Tage theilweise abgeleitet hatte, um eine Reparatur an der Fassung der Therme vorzunehmen. Weiter: Sie wissen, daß anno 1523 die Kurgäste von Pfäfers auf senkrecht hängenden Leitern in die Badschlucht hinabsteigen mußten.

So mußte auch Hutten thun, und bei dieser Gelegenheit oder auch beim Wiederhinaufklettern ist ihm ein Sporn losgegangen und in die Tamina gefallen. Ergo" —

„Elendes, wässeriges Element," schnob der wiederaufgetauchte Titan — „Wasser-Wagner, Wagner-Wasser. Ich werde in und mit der Luft arbeiten, dem reinidealischen, ätherischen Element. Wellenmädchen auf Schwimmgerüsten? Pfui, gemeiner Puppentheaterapparat! Meine Lufthuldinnen werden fliegen."

„Aber wie wollen Sie denn das machen, Don Woselli?" fragte ich. „Denken Sie doch an unser schwäbisches Volkslied, worin gesungen ist:

„Der Schneider von Ulm
Hat's fliegen probirt,
Da hat ihn der Teufel
In d' Donau nei gführt."

Der Pluralis majestaticus in Person hätte nicht majestätischer auf mich herabsehen können, als es der Wusele that, indem er entgegnete: „Wir werden Unsere Luftmädchen fliegen lassen. Schon seh' ich Luftblase, Windhose und Sturm-

trude vogelleicht den Kulm umkreisen. Doch, ha, ließe sich in den Töchtern der Luft nicht noch ein tieferer und zugleich aus dem vollen tollen Leben der Gegenwart herausgegriffener Tiefstsinn zur Erscheinung bringen? Könnten nicht Hausse und Baisse, Mine und Contremine den das Vor-Vorspiel einleitenden Lufttanz fliegen, wie?"

„Grandiose Idee!" schrie Herr Wimmerle, den Huttensporn auf einen Stuhl legend, um die Hände zum klatschen frei zu haben. Dann, bemerkend, daß das Weltgenie wieder in's Schöpfungschaos hinabgestiegen, führte er seinen vorhin abgebrochenen Satz zu Ende: „Ergo und Summa Summarum, ich habe einen Sporn Ulrichs von Hutten aufgefunden und bin stolz auf diesen Fund."

„Die gründlichste Beweisführung von der Welt, lieber Freund. Ich denke, Sie stiften Ihren Huttensporn nach Berlin, damit er neben den berühmten moabitischen und etruskischen Alterthümern einen seiner würdigen Platz finde."

„Nach Berlin soll diese edle Reliquie allerdings und ich selber werde sie hinbringen. Aber

Moab und Etruskien sind keine ihrer würdigen Nachbarn. Ich habe ihr eine viel höhere Bestimmung zugedacht."

„Was, eine noch höhere als diese, im Bunde mit den moabitischen und etruskischen Töpfen ein glänzendes Zeugniß für die untrügliche Gründlichkeit deutscher Forschung abzugeben?"

„In der That, eine noch höhere. Errathen Sie?"

„Nein!"

„Su—su—su—surreli, si—si—si—sirrelei!" rief Woselli aus, mit den Armen wabernd, wedelnd, wuselnd. „Ich hab's! Von allen Lautzeichen der Sprache entspricht am vollständigsten der S-Laut dem Luftelement. Ich setze das S auf den musikalischen Weltthron: — Säuseln, summen, surren, sausen! Phänomenales Motiv! Surrelei, surreli, sauseso, säuselum!"

Herr Wimmerle blickte mit dem Ausdruck jüngerhaftester Bewunderung auf seinen großen Freund und sagte: Sehen Sie, er ist mitten drin in seinen riesigen Schöpfungsthaten. Was jedennoch

meinen Fund angeht, so muß ich Ihnen schon sagen, wohin ich damit will, da Sie es nicht errathen können."

„Wohin denn, Sie Ritter vom verrosteten Sporn, mit dem alten Eisen?"

„Wohin anders als zu Sr. Durchlaucht dem Fürsten Reichskanzler?"

„O, Wimmerle!"

„Was ist daran Verwunderliches? Ich meine denn doch, jeder reichstreue Deutsche müßte sich darüber freuen, so der große Kanzler in seiner das wehrhafte Reich so schön symbolisirenden Kürassieruniform fürder mit dem Huttensporn an der Ferse in den Kulturkampf reitet."

„Aber, Liebster, man kann dem Reichskanzler doch wohl nicht zumuthen, mit einem Sporn aufzutreten oder aufzureiten. Der Schwarzalb von Meppen würde den einfersig bespornten Kulturkämpfer nicht übel bewitzeln."

„Herrgott, das ist wahr. Daran hab' ich nicht gedacht", sagte der Spornfinder ganz verblüfft, und niedergeschlagen fügte er hinzu: „Meine

Absicht war eine so warmpatriotische, mein Wollen ein so ganz nationalliberales. Unser Phrasenwörterbuch wäre um ein reichstreues Wort bereichert worden. Und dann — wir sind ja Sünder allzumal — durfte ich auch die Hoffnung hegen, daß, wenn Se. Durchlaucht den Huttensporn angeschnallt hätte, der Name des Finders Wimmerle an einem der Zacken des Spornrades hängen geblieben und mit in die Weltgeschichte hinübergetragen worden wäre. Das alles ist nun dahin, unwiderbringlich verloren."

„Ei, wenn Ihnen nur an der Berühmtheit gelegen ist, Bester, so weiß ich einen Ausweg aus Ihrer Klemme. Schicken sie den Huttensporn sammt der Geschichte seiner Findung an die Gelehrten des Kladderadatsch und Sie können sicher sein, daß diese Herren ein phänomenales Zwickmotiv daraus zu machen verstehen werden. Säuselum, surrelei"....

„Kaukasusa! Oh, Kaukasusa!" stöhnte das Weltgenie.

„Wer ist Kaukasusa?" fragt' ich den Ober-

Ober. „Ist das etwa die Hauptperson im Ring des Saturnus?“

„Bewahre! Kaukasusa ist die Geliebte des Meisters und nebenbei die natürliche Tochter einer tscherkessischen Fürstin, welche mit einem auf dem Hackbrett tanzenden Derwisch herumkunstreis'te.“

„Das wird ja immer toller!“

„Ja, lieber Freund, Sie in ihrer Altfränkischkeit haben keine Vorstellung von der Rolle des Weibes in den Zukunftsmusikalien.“

„Schofle bayreuther Schwindelbude!“ grollte es aus der Sophaecke. „In's Urnichts schwindest du dahin vor dem Riesentempel, den die Natur höchstselbst aufgeführt hat, um Meiner Schöpfung zur Darstellungsbühne zu dienen.“

„Horch auf, Israel, es ergeht eine Offenbarung“, sagte der Wimmerle andächtig.

Der Meister drehte wüthend seinen Wodanshut und schleuderte Lapidarworte zwischen dem Doppelgatter seiner Zähne hervor: —

„Der Rigi die Bühne — Der Halbkreis der Alpen vom Glärnisch bis zum Pilatus der Zu-

ſchauerraum — Die berner Koloſſe vom Finſteraarhorn bis zur Jungfrau die Fürſtengalerie. — Der Bürgiſtock das Dirigentenpult — Der Vierwaldſtätterſee die Orcheſtra."

„Iſt dieſe nicht ein bißchen zu naß?" wagte ich einzuwerfen.

„Ich lege ſie trocken."

„In der That, ein Rieſentheater! Neu und groß ganz und gar. Die Ausrüſtung der Bühne und die Inſcenirung des Stückes werden freilich etzliches koſten."

„Meinen Sie, Ich, welcher nicht wie der bereits in Verſtoß gekommene Wagner eine bloß deutſche Kunſt zu ſchaffen vermag, ſondern die Weltkunſt, die Harmonie der Sphären ſchafft, Ich werde keine Louisd'or finden?"

„O, gewiß. Wann und wo hätte es Ihresgleichen an Goldludwigen gefehlt? Auch könnte ſich ja das berühmte Dreikaiſerbündniß, von welchem es bislang heißen könnte „Viel Lärm um nichts!" bei dieſer Gelegenheit einmal wirklich nützlich machen. Endlich wiſſen Sie ja wohl, daß die

reiche Judenheit, wenn man ihr ein recht unverschämtes Hepp-Hepp-Pamphlet in's Gesicht wirft, ihre Geldschränke eilends aufthut, um Massen von Patronatsscheinen zu kaufen. Probiren Sie das auch, mit der Juden- sowohl als mit der Christenheit. Der deutsche Philister will geprügelt sein, wenn er in die Tasche greifen soll."

„Ich werde ihn hauen!"

„Thun Sie das, Don Woselli. Je frecher der Schwindel auftritt, desto mehr imponirt er der Menge bis hoch, bis zu allerhöchst hinauf. Davon wußten unsere Mozart und Beethoven, unsere Lessing und Schiller in ihrer dummen Ehrlichkeit und Einfachheit leider nichts und darum ist es ihnen auch so elend ergangen im Leben. Sie haben keine Goldludwige gefunden auf ihren rauhen Wegen. Nur nicht sparsam mit äußersten Zumuthungen, edler Don! Dehnen Sie den Kautschuk Ihrer Folterworte und Marterweisen zu drei-, vier- und fünfstündigen Akten und Sie werden hinlänglich viele Narren finden, die das aushalten und nachher so thun, als raseten sie

im Entzücken über den endlich glücklich abgetriebenen Kunstbandwurm."

„Sie wollen wohl Lindwurm sagen?" bemerkte Herr Wimmerle.

„Meinetwegen auch Lindwurm. Aber nun wissen wir immer noch nichts von dem Inhalt und dem Verlaufe der Weltmusiktragödie, an welcher unser gigantischer junger Meister schafft. Wie ist es denn damit? Was soll es mit dem Ring des Saturn?"

„Ha!" schnaubte der Gigant, sprang auf und fuhr wie ein Kreisel im Zimmer herum. „Ha, kann ich das Chaos gestalten, das mir im Hirne wogt und wallt, kann ich den Urnebel ballen, den Urschleim gerinnen machen, Ewiges in die Zeitlichkeit, Unendliches in die Endlichkeit zwingen, kann ich schaffen, bevor ich mir das richtige Stimmungshaus, die richtige Stimmungsvilla, die richtigen Stimmungsgemächer, die richtigen Stimmungsmöbeln und die richtigen Stimmungskostüme angeschafft habe?

„Du lieber Gott, ich erinnere mich, daß der Mozart in seiner gottvollen Schlichtheit einmal sagte: „„Meine besten musikalischen Gedanken hab' ich beim Kegelschieben gehabt.““

„Mozart? Bah! Ich verbitt' es mir entschieden, daß so ein ordinärer Kirchweihgeiger in meiner Gegenwart genannt werde.“

„Edler Don, wären Sie nicht so zu sagen mein Gast, so würde ich Ihnen so etwas wie eine entschiedene Ohrfeige verabreichen, woraus Sie dann eines der Hau- und Stoßmotive Ihrer Riesenoper machen könnten.“

Er überhörte diese landsmännische Gemüthlichkeitsbezeigung oder schien sie zu überhören, indem er noch rascher durch das Zimmer stürmte, die Arme verwerfend und die Augen in Schöpferwahnsinn rollend.

„Ich sage der Welt, I ch Woselli,“ schrie er, „eine eigene Eqipage, ein eigenes Dampfroß, ein eigenes Dampfschiff muß der Künstler haben, der auf der Höhe von des Dampfjahrhunderts Dampfkessel stehen will — sausesо, sisesum.“

„Aber der Ring des Saturnus?“ fragte Herr Wimmerle in bescheiden bittendem Tone.

„Anfang und Ende stehen fest, aere perennius. Was dazwischen liegt, werde ich, sobald mir ein beliebiger König oder Kaiser die namhaft gemachten Stimmungsmittel gegeben haben wird, mit dem Zauberstab meines Genies aus dem Nirwana in das Sansara herüberwinken. Das Vor-Vorspiel hebt an mit dem Flug der Luftmädchen um den Rigikulm. Ihr Gesang wird die Idee der Luftigkeit zur höchsten Tonerscheinung bringen — säuselum, surresaus. Die Schlußkatastrophe wird ein Spektakel sein, von dessen Wildheit und Wuth ein weichlicher Wagner selbst bei seinen wahnwitzigsten Wagnernissen kein Wähnen hatte. Das Weltall tanzt einen Wirbeltanz. Sonne, Mond und Sterne verfallen in Epilepsie. Das Meer röchelt in Todesängsten und speit die bekannte Seeschlange gen Himmel. Der Ring des Saturn löst sich von dem Planeten. Langsam, feierlich, majestätisch, so — (er veranschaulichte mit der Bewegung seiner Arme die des Saturn-

ringes) — senkt er sich herab, immer tiefer, immer schwerer — (er machte die Senkung nach) — und, quatsch! quetscht er die Erde mit allem, was darauf, zu einem ungeheuren" —

„Heiliges Donnerwetter, mein Hut!" wimmerte der Ober-Ober in schneidendem Fistelton.

Der Meister fuhr von dem zu einer Unform zusammengequetschen Ofenrohr, auf welches er sich langsam, feierlich, majestätisch niedergesenkt hatte, empor und ließ sich im Schrecken auf den nebenan stehenden Stuhl fallen. Aber mit einem erzcharakteristischen Naturschrei sprang er schleunigst wieder auf und zwirbelte im Zimmer herum, die linke Hand auf die unbeschreibliche Stelle pressend, in welche sich nicht langsam und feierlich, sondern rasch und schmerzhaft der Huttensporn emporgesenkt hätte.

Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hell hinauslachen. Der Wimmerle versuchte zuerst eine mitleidige Miene aufzusetzen, konnte sich aber doch des Kicherns nicht erwehren.

Der Meister schoß uns einen Blick zu, welcher uns von rechtswegen hätte versteinern sollen. Maßen er das aber nicht that, sahen wir, wie der große Woselli sich zur Thür hinausdrehte, die Linke noch immer an der verletzten Körperstelle und mit der erhobenen Rechten die Drohung uns zuwinkend, der Ring des Saturnus werde uns seiner Zeit schon finden und zerquetschen — surreso, sausesum.

# Die letzte Reichshexe.

Die Welt ist rund und dreht sich 'rum,
Drum sind die Leute schwindeldumm.
Friedrich von Logau.

## 1.

Die Teufelsfrage ist in der Anschauung von vielen, sehr vielen Millionen „civilisirter" Europäer von der Tagesordnung noch immer nicht abgesetzt und Menschen- und Massenkenner behaupten, daß sie es wohl niemals sein werde.

Sehr begreiflich!

Satan ist ja der Schatten Gottes.

Das Licht ist ohne seinen Gegensatz, das Dunkel, nicht denkbar. Die Gottesidee und die Teufelsidee sind demnach untrennbar. Mit dem persönlichen Teufel fällt auch der persönliche Gott, man müßte denn mit den Ausgestaltern der erhabenen Religionsdichtung Zarathustra's der schmeichelnd-tröstlichen Hoffnung leben, daß schließlich der dunkle Ahriman vom lichten Ormuzd besiegt, verschlungen, aufgesogen werde.

Gelehrte Abstraktoren und politische Schwindler haben freilich in alter und neuer Zeit das ganze Problem sehr leicht und schnell gelös't, nämlich in ihrer Einbildung. Sie sagten: Schaffen wir den Gott ab! Der Teufel verschwindet dann von selber.

Wie oft schon ist demzufolge seit der Zeit Epikurs der Gott wissenschaftlich „abgeschafft" worden! Wie manchmal schon seit den Tagen der Hébert und Chaumette ist er drüben in Frankreich in verschiedenen Klubblokalen „wegdekretirt" worden! Was mit solchen Dekreten ausgerichtet wird, könnte gerade Frankreich nachdrucksam lehren, wenn Abstraktoren und Schwindler überhaupt etwas lernen wollten. In Deutschland hat ein großer Kritiker, David Friedrich Strauß, seinen früher wohlerworbenen Ruhm nicht vermehrt, indem er vor seinem Hingange das „Bekenntniß" ablegte, den „alten Glauben", also, kurz gesagt, Gott und Teufel, halte er für abgethan und der „neue Glaube" sei, ebenfalls kurz gesagt, eine Schüssel voll wieder aufgewärmten

Atheismuskohls von Holbach und Kompagnie. Mochte sich aber der Doktor noch so ketzerisch, so pantheistisch oder atheistisch gebärden, ein tübinger „Stiftler" ist er doch sein Lebtag geblieben, d. h. alle seine verzweifelten Anstrengungen, aus der theologischen Haut zu fahren, waren vergeblich. Einen von ihm sehr ernstgemeinten, aber trotzdem oder vielmehr gerade darum zum Hochkomischen ausgeschlagenen Beweis hierfür lieferte er in seinem erwähnten „Bekenntniß", indem er den „mystischen" Gott für unfindbar, dagegen den „mystischen" König für gefunden erklärte. Nur ein so ganz volksfremder Hochtory des Geistes, wie Strauß einer gewesen ist, konnte schließlich auch auf den absonderlichen Einfall kommen, ästhetische Anschauungen könnten und würden künftig in den Massen an die Stelle der religiösen Vorstellungen treten und überhaupt müßte der Genienkult den Gottesdienst ersetzen. Der gedankenlose „gebildete" Pöbel hat natürlich diesem „Neuen Glauben" lustig zugejubelt, wie er sich ja immer erkenntlich zeigt, so man ihm

von Zeit zu Zeit die leere Gehirnhöhle mit Hypothesenstroh vollstopft. Wer nicht wissen will oder nicht begreifen kann, daß, was von Idealismus im Volke vorhanden — im wirklichen und rechten Volke, also den Pöbel der Großstädte ganz beiseite gestellt — religiöse Form und Farbe annehmen muß, für den ist das Buch der Geschichte nicht geschrieben.

Der wissenschaftlich abgeschaffte und klubbistisch wegdekretirte Gott lebt und herrscht also im Glauben der ungeheuren Mehrheit der Menschen noch immer und folglich auch der Widergott, der Aftergott, der Teufel.

Alle Versuche, den Schatten vom Lichte zu trennen, sind kläglich misslungen und mussten misslingen.

Es ist auch, die Sache unbefangen angesehen, ein schnödes Unrecht, die orthodoxen Christen und Islamiten ihres lieben Teufels berauben zu wollen. Die Israeliten lassen schon mehr mit sich reden, maßen ihnen der Teufel kein ursprüngliches, so zu sagen an- und eingeborenes, sondern erst

später (im babylonischen Exil) erhandeltes Besitzstück ist. Die jüdischen Priester, Propheten und Poeten wussten desshalb auch mit dem ins Hebräische übersetzten persischen Ahriman anfangs nur ungeschickt zu handiren. In das Buch der Ursprünge („Genesis") ist er nur so hineingeschneit und spukt da nur ganz schatten- und schemenhaft. Später dagegen, unter der bildnerischen Hand des Dichters vom Buche Hiob, ist er zu einer Figur geworden, welche sich schon sehen lassen durfte und bekanntlich die Grundzüge für Se. höllische Majestät den christlichen Satan hergegeben hat. Die christlichen Theologen haben frühzeitig erkannt, was alles mit dem Kapitel des Teufelsglaubens sich gründen ließe. Daher hat die zärtliche Mutter Kirche alle die Jahrhunderte des Mittelalters entlang der Mehrung dieses Kapitels und seiner „Fruktificirung" einen Eifer und eine Sorgfalt angedeihen lassen, womit nur der Eifer und die Sorgfalt wetteifern konnte, welche sie auf die Ausbildung die Mariendienstes verwandte. Wäre es statthaft, von so sakrosankten

Mysterien profan zu reden, so könnte man sagen, die Mutter Kirche habe die Madonna als einen Lockvogel und den Teufel als einen Butzemann zugestutzt und aufgeputzt.

Es wäre jedoch, romantisch zu sprechen, nichts als seichter „Abkläricht", so man die imposante Gestalt, zu welcher Satan durch christliche Denker und Dichter großgefüttert worden ist, einfach-oberflächlich der kirchlichen Politik schuldgeben wollte. Diese zog nur die logischen Konsequenzen aus einer gegebenen Prämisse. Denn die Wurzel des Teufelsglaubens lag weit tiefer als in der kirchlichen Sucht und Kunst, zu herrschen. Aus der dunkeln Kluft der Zweispaltigkeit des Menschen hervorgewachsen, lag sie dort, wohin schon am Eingange dieses Aufsatzes gewiesen worden ist. Wer das Licht, die Gottesidee, haben wollte, der musste auch den Schatten, die Teufelsidee, mit in den Kauf nehmen. Den Teufel zu statuiren, hatte sich der religiösen Volksphantasie wie der theologischen Dialektik als unumgänglich dargestellt, um den Gegensatz zwischen dem Ideal

Gott und der Wirklichkeit Welt erklären zu können. Gott ist allweise und allgütig, er kann also nicht die Ursache des Dummen und Bösen in der Welt sein. Er, der „Allerbarmer“, kann auch nicht wollen, daß seine Geschöpfe so bitterlich leiden, wie sie zu leiden haben. Woher also das Dumme, Böse, Widerliche, woher die Unzahl der Uebel und Schmerzen, wodurch die Kreatur bedrängt wird? Woher anders als von einem „bösen Feind“, einem Widersacher Gottes und Verderber der Menschen, einem Widergott, einem Aftergott, einem Teufel? Es muß demnach einen solchen geben. Soweit wäre Methode in der in der Sache. Nun aber stellt sich eine Störniß ein. Denn Gott ist allmächtig, nicht wahr? Zweifelsohne. Aber wie reimt sich die göttliche Allmacht mit der teufelischen Großmacht? Reimen thut sie sich damit allerdings nicht, doch vermitteln, verschleiermachern läßt sich dieser Widerspruch immerhin. Wie denn? Mit Zurhilfenahme des sehr bequemen und handirlichen Kautschukbegriffes von der göttlichen „Zulassung“. Gott in seinem „un-

erforschlichen" Rathschlusse läßt das Uebel, die Sünde, alle die Qual und Pein, welche auf den Menschen lasten, zu, er wirft seinen Schatten auf die Erde, er gibt dem Ursächer des Bösen Spielraum, er huldigt gleichsam dem Grundsatze: „Leben und leben lassen" — und läßt darum auch den Teufel leben.

Dieser lebte demzufolge im Mittelalter flott, aber noch flotter im 16. und 17. Jahrhundert. Die Reformation war weit entfernt, sein Ansehen zu mindern; sie mehrte es im Gegentheil mit allen Kräften. Den Herren Reformatoren kam behufs der Aufhebung oder wenigstens Verschmierung des vorhin betonten Widerspruches das Teufelsdogma sehr zu baß. Luther selber war bekanntlich im fanatischen Teufelsglauben allen seinen Zeitgenossen um etliche hundert Bibelverslängen voraus. Ihm war der Teufel, so zu sagen, an's Herz gewachsen, obzwar er denselben keineswegs zärtlich, sondern lutherisch-grobianisch behandelte. Er wurde zuweilen, wann ihn seine Hämorrhoiden plagten, förmlich handgemein mit dem Höllenkönig, er

schimpfte sich mit demselben herum und boxte mit ihm. Die Protestanten aber haben sich den festen Teufelsglauben ihrer Führer leidenschaftlich angeeignet. Sie wollten den Katholiken zeigen, daß sie denselben wie in der Gottesfurcht so auch in der Teufelsfurcht keineswegs nachständen. Der gegenseitige Wetteifer zwischen den beiden Konfessionen in der Teufelsfürchtigkeit hat es dann auch glücklich zuwegegebracht, daß die Hauptfrüchte derselben, der Hexenwahn und der Hexenproceß, auf deutschem Boden zu einer riesenhaften Ueppigkeit gediehen sind. Die protestantischen „Malefizgerichte" arbeiteten nicht weniger mörderisch als die katholischen, obzwar diesen — namentlich in den geistlichen Fürstenthümern — der Ruhm verbleibt, „zur größeren Ehre Gottes" die umfangreichsten „Hexenbrände" veranstaltet, die massenhaftesten „Einäscherungen" von „Unholdinnen" vollzogen zu haben. Dagegen kommt nicht einem Protestanten, sondern einem Katholiken die Ehre zu, zuerst eine muthige und beredsame Stimme gegen den ungeheuerlichen Hexenproceßgräuel,

dieses dunkelste Blatt deutscher Kulturgeschichte, erhoben zu haben. Das that der Jesuitenpater Graf Friedrich von Spee in seiner 1631 erschienenen Streitschrift: „Cautio criminalis“. Selbstverständlich verhallte diese Stimme unbeachtet im Getöse der Gläubigkeit und Brutalität. Erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hin und zu Anfang des 18. fanden die Stimmen der Vernunft und der Menschlichkeit, wie sie namentlich der Niederländer Balthasar Becker und unser Christian Thomasius, der geisteshellste und rührigste Deutsche von dazumal, vernehmen zu lassen nicht müde wurden, allmäliges Gehör. Nur insoweit freilich, als sich die „gebildeten“ Leute, so sie unter sich waren, des Glaubens an die Teufelsbündnisse und Hexenkünste, sowie an die Gottgefälligkeit der Hexenbrände zu schämen begannen. Aber die Juristerei und Strafrechtspflege kümmerten sich vorerst wenig oder gar nichts darum. Die Malefizgerichte, deren grauenhafte Thätigkeit vom Anfang an bis zum Ende den Juristen m i n d e s t e n s ebensosehr schuldgegeben werden musste wie den Theo-

logen, amteten immerzu. Der edle Ruhm, diese Justizmörderei zuerst energisch eingeschränkt zu haben, kommt der Kaiserin Maria Theresia zu. Doch fand ihr Vorgang in katholischen Landen so langsame Nachfolge, daß z. B. in Baiern noch i. J. 1769 den kurfürstlichen Landgerichten eine neue „Anleitung zum Malefiz-Inquisitions-Proceß" zugefertigt wurde, worin „de crimine Sortilegii seu Magiae, von dem Laster der Zauberei, Hexerei oder Schwarzkunst, item von dem Teufels-Pakt und der teufelischen Buhlschaft, von den Hexentänzen und Hexenwerken" sehr einlässlich gehandelt und ausführliche Anweisung zur Aufspürung, Untersuchung und Bestrafung dieser „Teufelskunst" gegeben war. Die Praxis hielt jedoch mit solcher anachronistischen Theorie nicht mehr gleichen Schritt. Der Hauch der Aufklärung des 18. Jahrhundert blies die Hexenbrände aus. Aber nicht mit einmal. Das letzte Malefizgericht ist bekanntlich erst 1782 und zwar auf protestantischem Boden, zu Glarus, gehegt und also diesem Orte das traurige Merkzeichen zutheil geworden, in den Ländern deutscher

Zunge den letzten richterlichen Hexenbrand verübt zu haben.

Dreiunddreißig Jahre zuvor, am 21. Junitag von 1749, hatte im deutschen Reiche und zwar beim Schlosse Marienberg zu Würzburg der letzte Hexenbrand gelodert. Das Opfer war eine siebzigjährige Greisin, Maria Renata Singerin von Moßau, Nonne und Subpriorin im Prämonstratenserinnenkloster Unterzell.

Auf den folgenden Blättern will ich kurz und bündig die Geschichte dieser letzten Reichshexe erzählen, denn also die arme Maria Renata zu nennen hab' ich mir gestattet, weil sie die letzte im deutschen Reiche von amts- und rechtswegen umgebrachte „Hexe" gewesen ist. Sie schloß die lange Reihe jener Tausende, jener Myriaden von Opfern, welche, mit dem mittelalterlichen Kirchenliede zu reden, „die grausame Kraft der christlichen Liebe (dira vis amoris christiani)" verzehrt hat, zum noch dazu ganz überflüssigen, weil schon hundertmal zuvor erbrachten Blut- und Feuerbeweise,

daß der Mensch in seinem Wahn die grausamste aller Bestien sei [1]).

2.

Im Kloster Unterzell erkrankte eine alte Nonne. Dem Tode nahe, ließ sie den hochwürdigen Herrn Propst an ihr Sterbebette rufen und erklärte demselben, das tödtliche Uebel, an welchem sie litte, wäre ihr angethan worden und zwar durch die Subpriorin Maria Renata. Diese sei eine Unholdin und habe schon seit lange ihre teufelischen Praktiken zum großen Schaden und Kummer der ganzen Klosterschwesterschaft getrieben. Vier Nonnen

[1]) Meine Darstellung ist ganz unabhängig von den zwei früheren, durch Horst („Zauberbibliothek", I, III, und V) und Soldan („Geschichte der Hexenprocesse, S. 459) gegeben. Ich folge in erster Linie den Proceßakten, von welchen authentische Abschriften in meinen Besitz gelangten, und in zweiter dem Berichte, welchen mit Benützung der Akten der Abt Oswald Loschert noch i. J. 1749 an die Kaiserin Maria Theresia erstattet hat. Die in meinem Text zwischen Anführungszeichen eingeschlossenen Stellen sind buchstäblich den Akten entnommen.

habe die Hexe „theils durch zauberisches Anhauchen, theils durch Wurzeln und Kräuter" schmerzhafte Krankheiten verursacht, fünf anderen nebst einer Laienschwester habe die Unholdin „mehrere höllische Geister in den Leib gezaubert."

Der hochwürdige Herr Propst, welcher aus Erfahrung wissen mochte, was für Bosheiten Neid, Hysterie und Klatscherei in Nonnenklöstern anzustiften vermögen, wies zuerst die schwere Bezichtigung zurück und ermahnte die sterbende Angeberin, sich nicht „etwa durch übelgegründeten Argwohn und freventliches Urtheil zu einer ihrer Seele schädlichen Sünde verleiten zu lassen." Umsonst. Denn die Kranke hatte ihren Argwohn auch gegen ihre Mitnonnen geäußert und schon rumorte der Wahn des Behext- und Besessenseins gewaltig im Kloster. Es ging auch hier wie in ähnlichen Fällen an hundert anderen Orten. Der Blödsinn wurde zur ansteckenden Seuche. Eine der Gottesbräute von Unterzell nach der anderen fühlte sich im Geiste gedrungen und getrieben, besessen zu sein oder es zu werden. Nachtschlafender

Weile wurden verschiedene der guten Schwestern in ihren Zellen durch die „Unholdin“ von Subpriorin arg beunruhigt. In einer Zelle aber kam sie übel an. Denn als sie die Insassin derselben „zu beunruhigen und sehr zu plagen nicht nachließe, da nahm diese Chorjungfer endlich ihre mit scharfen Sporren bewaffnete Disciplin und haute tapfer auf die Hexe zu und trieb sie so zum Zimmer hinaus.“

Bei sothanen Umständen musste es die heilige Mutter Kirche für ihre Pflicht erachten, zuvörderst mit den ihr verliehenen Waffen der Beschwörungskunst gegen Satan zu Felde zu ziehen. Die „exorcismi“ wurden fleißig angewandt und insbesondere setzte der Pater Siard den in die keuschen Nonnenleiber gehexten Dämonen wacker zu, wobei aber der hochwürdige Mann schwere Insulten zu befahren hatte. Denn die Dämonen blieben ihrem Exorcisten-Peiniger wahrlich nichtsschuldig und regalirten ihn aus den frommen Klosterschwestern heraus mit Redensarten, welche keineswegs im Komplimentirbuche standen. Da

war z. B. die Nonne Maria Cäcilia besessen, von Geburt ein Edelfräulein von Pistorini. Die schrie, d. h. der Teufel schrie aus ihr den beschwörenden Pater an: „Du verfluchter weißer Hund, wie plagst und quälst du mich!“ Der Exorcist kam aber nicht aus der Fassung und zwang den Dämon, seinen Namen anzugeben. „Ich heiß' Nawadonesah“, schrie der Teufel, jede Silbe deutlich artikulirend, und als der Exorcist diese Bereicherung der Liste von Teufelsnamen nicht gleich verstand und noch einmal fragte, fistulirte der Unhold: „Du Ochsenkopf hast gewiß Saublasen vor den Ohren; lass' einen Sauschneider kommen, damit er sie dir abnehme.“ Gänzlich unfähig, den kirchlichen Beschwörungsformeln zu widerstehen, mussten sich die Dämonen auch dazu verstehen, aus den besessenen Nonnen heraus zu bekennen, daß sie in diesen allerdings durch die zauberischen Praktiken der Subpriorin Wohnung erhalten hätten.

Ein schweres „Indicium“ fürwahr! Aber es kamen noch andere hinzu. Es stellte sich nämlich

heraus, daß die Subpriorin, als der Spuk der Besessenheit im Kloster zu grassiren begonnen hatte, in ihrer Gottverlassenheit soweit gegangen war, zu sagen, die angeblichen besessenen Schwestern verstellten sich nur. Ja, noch mehr, sie hatte etliche der Nonnen sogar zu belehren versucht, daß es Besessene und Zauberer und Hexen gar nicht gäbe. Besessenheit, Zauberwesen und Hexerei leugnen? Ruchlose Ketzerei! Auch stand ja im „Hexenhammer", daß alle, welche an Hexerei nicht zu glauben vorgeben, schon darum höchlich verdächtig seien, selber Hexen zu sein. Sodann hatte jene tapfere „Chorjungfer", welche die „Hexe" zur Zelle hinausgehauen, erklärt, daß sie sicher sei, „sie habe dieser Unholdin einen Streich in das Gesicht versetzet, wovon dieselbe ein Merkzeichen haben müsste". Und siehe da, die Subpriorin hatte einen rothen Fleck im Gesicht, sichtlich die Spur der „mit scharfen Sporren bewaffneten Disciplin."

Bei sothanen Umständen, Indicien und Erweisungen durfte der hochwürdige Herr Propst

nicht zögern, seine Schuldigkeit zu thun. Er that sie, d. h. er ließ die so schwer, ja überweisend bezichtigte siebzigjährige Subpriorin, als sie sich auf dem Rückwege vom Chor nach der Klausur befand, unversehens verhaften. Die also Ueberfallene bat um die Erlaubniß, vor ihrer Abführung aus dem Kloster noch in ihr Zimmer gehen zu dürfen, „zweifelsohne in dem Absehen, ihr darin sich befindendes Zauberwerk auf seiten zu räumen. Es wurde ihr aber solches versagt, und da man ihr Zimmer durchsuchte, fand man ihren Schmierhafen, ihre Zauberwurzel und Zauberkräuter, sodann auch einen goldgelben Rock, in welchem sie zu ihrem gewöhnlichen Hexentanz auszufahren pflegte."

Daraufhin erging aus der Kanzlei Sr. Fürstlichen Gnaden des hochwürdigsten Herrn Bischof von Würzburg, als des Landesherrn, der Befehl, es sollte die Bezichtigte und Verhaftete des geistlichen Habits entkleidet und mit einem weltlichen angethan, item auf dem Marienberg eingekerkert und vor eine aus zwei geistlichen Räthen und

zwei Jesuitenpatres zusammengesetzte Inquisitionskommission gestellt werden.

Die Procedur begann und verlief nach allen Regeln des Hexenprozesses und die hochwürdigen Herren Inquisitoren bearbeiteten die Inquisitin so geschickt und nachdrucksam — über die Einzelheiten dieser erwecklichen Arbeiten sind die Akten, soweit selbige in meinem Besitze, leider stumm — daß ein vollständiges Geständniß erzielt wurde. Solches ging dahin, daß Maria Renata schon „als ein noch unverständiges" Kind von 6 bis 7 Jahren durch ein altes Weib, dann neunjährig durch einen „Reiter" und wiederum im 11. und im 13. Jahre durch zwei Offiziere, so aber „vermuthlich verstellte Teufel gewesen", zur Hexerei verführt und angeleitet worden, und „weilen die Hölle den Namen Maria nicht dulden kann, wurde ihr statt solchens zugelegt Ema Renata, welcher durch Versetzung des Buchstabens M heißt mea Renata, als wodurch der Teufel wollte zu verstehen geben, daß sie nunmehr seine Wiedergeborene wäre." Als Zwölfjährige war sie „schon soweit

gekommen, daß sie unter dem unglücklichen Zauber-gesindel bei den Zusammenkünften als eine Ehren-Dame nahe bei dem Throne des Fürsten der Finsterniß einen vornehmen Sitz erhielt." Ungefähr 19 Jahre alt wurde Maria Renata wider ihren Willen von ihren Eltern in das Kloster Unterzell gethan, welches „wegen genauer geistlicher Disciplin und recht auferbaulich unschuldigem Tugend- und Lebenswandel im besten Flor und Ansehen gewesen, so daß billig zu vermuthen, die Hölle habe versucht, durch besagte Zauberin diesen so schön blühenden Garten zu verwüsten und anstatt schneeweißer Lilien jungfräulicher Keuschheit und Unschuld das Kraut schändlicher Laster einzupflanzen. Um aber nicht als solche erkannt zu werden, so sie ware, musste die Hexe ihre Laster nicht nur sorgfältig verbergen, sondern auch den Schein der Tugend annehmen. Solches nun zu bewirken und ihre erstaunliche Bosheit zu bemäntlen, ware sie gemeiniglich die erste und die letzte im Chor, beim Gottesdienst und bei den anderen geistlichen Uebungen. Ihr Umgang

wäre auferbaulich, ihr Gespräch geistlich, kurz ihr Lebenswandel schiene untadelhaft zu sein, und da sie beinebens einen guten Verstand blicken ließe, ist es in Ansehung solcher Qualitäten nicht zu verwundern, daß ihre Oberen sie den anderen Klosterschwestern als Subpriorin vorzusetzen keinen Anstand genommen." Der hochwürdige Abt Oswald Loschert, einer der Inquisitoren, hat dem Gemeldeten seinerseits — in dem erwähnten Bericht an Maria Theresia — noch hinzugefügt: „Sie würde ihrer beiwohnenden guten Vernunft wegen sogar die Stelle einer Priorin längstens erhalten haben, wenn man an ihr nicht eine Unzufriedenheit mit ihrem vermeintlich geistlichen Stande nebst einem beständigen Wiederwillen gegen die Oberen und auch einige Unruhe wegen innerlichen Anliegen, so sie nur mit halben Worten an den Tag geben, aber niemand eröffnen wollte, bemerkt hätte."

In dieser Bemerkung liegt, wenn ich recht erwäge, der Schlüssel zum Wesen der armen „Hexe", freilich in ganz anderem Sinne als in dem vom hochwürdigen Herrn Abt gemeinten,

und es ist damit, scheint mir, auch die Erklärung gegeben, warum sich die Arme zu so ungeheuerlichen „Geständnissen" herbeiließ.

Maria Renata war augenscheinlich kein gewöhnliches Weib und muß in mancher Beziehung über ihre Zeit oder wenigstens über ihrer Umgebung gestanden haben: darauf deutet ihre Aeußerung, daß die angebliche Besessenheit der Nonnen auf Verstellung beruhte und daß es keine Hexerei und keine Hexen gäbe. Sie war aber auch eine Unglückliche, wider ihren Willen eingeklostert und mit ihrem Nonnenstand höchlich unzufrieden. Wie sie denselben 50 lange Jahre zu ertragen vermocht hatte? Ja, so ein Kloster ist ein guter Sklavenzwinger. Maria Renata mochte frühzeitig gemerkt haben, daß man nicht mit dem Kopfe durch die Wand dieses Zwingers könnte. Sie hatte sich also in das Unvermeidliche gefügt, wie sich vor und nach ihr tausende und wieder tausende von Zwangsnonnen darein gefügt haben. Ihren „auferbaulichen geistlichen Wandel", die Pünktlichkeit und den Eifer, womit sie die gottesdienst-

lichen Uebungen der Nonnerei Unterzell mitmachte, wollen wir billig nicht als aus Heuchelei erflossen bezeichnen. Die Klugheit gebot ihr, ihren lieben Mitnonnen, von welchen sie sich ihres eigenartigen Wesens wegen scheel angesehen oder geradezu gehasst wusste, keinen Vorwand zu feindseligem Gerede zu geben. Nonnenklatsch ist ja bekanntlich der giftigste von allen Altjungfernklätschen. Endlich ist wohl auch Ehrgeiz mit im Spiele gewesen. Es konnte und musste sie reizen, ihre stupiden und gehässigen Klosterschwestern die Autorität einer Oberin fühlen lassen zu können. Man darf mit Bestimmtheit vermuthen, daß sie — alles natürlich „zur größeren Ehre Gottes“ — als Subpriorin das, was sie als Novize und Nonne hatte leiden müssen, der Klostergemeinde mit Wucherzinsen heimgezahlt habe. Aber die frommen Bräute Christi hatten sich zu rächen gewusst, als ihre Stunde gekommen. Die Subpriorin hatte die Kosten der Komödie des Besessenseins — einer Komödie, welche sich wahrscheinlich aus einem lächerlich kleinen Motiv zum dämonischen Wirrsal

entwickelte — zu bezahlen, mit dem Leben zu bezahlen.

Das Gebaren der „Hexe“ nach ihrer Verhaftung läßt nur zwei Erklärungen zu, von welchen selbstverständlich nichts in den Akten steht. Hexenrichter brauchten sich ja nicht mit der Psychologie zu schaffen zu machen. Entweder war das plötzlich über sie gekommene Unglück mit solchem Schrecken auf die siebzigjährige Greisin gefallen, daß sie blödsinnig geworden, oder aber hatte das, was ihr geschah, sie dermaßen mit Weltekel erfüllt, daß sie zu allem gleichgiltig Ja sagte, um nur möglichst bald, und wäre es auch mittels des Henkerschwertes oder Scheiterhaufens, über diese „Gotteswelt“ und über ihre lieben Mitchristen hinwegzukommen. Wer aktenmäßige Kenntniß einer gehörigen Anzahl von Hexenprocessen hat, der weiß, daß die beiden angedeuteten Erscheinungen gar nicht selten waren. Aus der ungeheuren Mehrzahl processirter „Hexen“ wurden allerdings ihre wahnwitzigen „Geständnisse“ nur mittels der Anwendung grauenhafter Folter-

künste herausgepreßt; aber wir wissen doch auch von nicht wenigen, daß sie, ohne der „peinlichen Frage" unterzogen werden zu sein, alles Mögliche und Unmögliche bekannt haben — z. B. als sechs- oder siebenjährige Mädchen vom Teufel guter Hoffnung geworden zu sein oder Personen, welche unter den Augen der Richter gesund und munter herumgingen, todtgehext zu haben.

So kann es uns denn nicht allzu sehr wundernehmen, wenn wir hören, daß die arme Maria Renata laut Protokolls ihren hochwürdigen Inquisitoren gestand: „1) eine Hexe und Zauberin zu sein; 2) mit dem Teufel einen Pakt gemacht zu haben, auch mit Veränderung ihres Namens Maria in Ema mehrmalen von ihm in das Hexenbuch sich habe schreiben, nicht minder 3) sich von dem Teufel etwelche Hexenzeichen an ihrem Leibe habe machen lassen; 4) vermittels einer Hexenschmiere und in einem gestärkten Röcklein öfters ausgefahren zu sein und bei der Hexenversammlung sich eingefunden zu haben; 5) in sothaner Versammlung öfters Gott, Maria und

die heiligen Sakramente abgeschworen und 6) sowohl in als außer dieser Versammlung und in dem Kloster Unterzell mehrere Gemeinschaft und sogar Unzucht mit dem Teufel getrieben zu haben; 7) das Hexen dreien Personen außerhalb des Klosters gelehrt und 8) die Hexerei mit Lebendigmachen von Mäusen und Unterhaltung einer redenden Katze selbsten getrieben, auch 9) durch solche Hexerei nicht nur den Kloster-Propst und den Abt von Oberzell zu beschädigen getrachtet, sondern auch 10) andere Leute sowohl außer dem Kloster als ungefähr 6 Personen in demselben mit Verursachung der Auszehrung, Gliederschmerzen, Gichter und dergleichen wirklichen Schaden zugefügt, ja sogar 11) sechs von ihren Mitschwestern in dem Kloster mit dem Teufel besessen, 12) den Pater Gregorium zu Kloster Ebrach und den Pater Nikolaum zu Kloster Ilmstadt in ihrer Vernunft verwirret und irrig gemacht, endlichen 13) die in der heiligen Kommunion empfangenen heiligen Hostien mehrmalen nicht hinunter geschlungen, sondern solche in den See, auch zu

dreimalen in das geheime Ort, ja auch einmal mit Nadel-Stopfung in öffentlicher Hexenversammlung gottesräuberisch mißhandelt zu haben."

Auf dieses „Bekenntniß" hin dekretirten die hochwürdigen Herren Inquisitoren am 23. Mai 1749 „von rechtswegen", daß „Maria Renata dieser schweren Verbrechen und Missethaten willen aller christlichen Freiheit und Privilegien verlustiget und dem weltlichen Richter zu extradiren sei." Es fehlte auch diesem Dekret einer hochwürdigen bischöflichen Kommission nicht der stehende liebsüßchristliche Schlußsatz: „Mit dem Ersuchen jedoch, daß von dem weltlichen Richter aus Liebe gegen Gott und in Anbetracht dieser hiermit geschehenden Ersuchung gegen die daseiende arme Sünderin weder zu einiger Tods- noch anderer Gliederstümplings-Strafe fürgeschritten werden möge."

Die Mitglieder des weltlichen Gerichtshofes wussten schon, wie diese „captatio benevolentiæ" zu nehmen und was davon zu halten wäre. Sie verurtheilten daher die überführte und geständige

Hexe zur „Einäscherung“ bei lebendigem Leibe. Der hochwürdigste Herr Bischof aber, in Rücksicht auf „die zarte Jugend, in welcher Maria Renata zur Hexerei verführet worden,“ änderte das Urtheil dahin, daß die arme Sünderin enthauptet und darauf ihr Leichnam verbrannt werden sollte.

Und so geschah es zwischen der 8. und 9. Morgenstunde vom 21. Juni 1749. Es liegt mir der handschriftliche Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen vor, welcher, wie er sagt, „als ein Deputirter sothaner Exekution hat beiwohnen müssen.“ Der Mann war ein teufelsfürchtiger und hexengläubiger jeder Zoll. Trotzdem war er ehrlich genug, auszusagen, daß „die Renata in ihrer Todesstunde in allem eine vollkommene Gelassenheit bezeigte,“ so daß „man hätte glauben sollen, es könnten unmöglich solche Bosheiten von ihr verübt worden sein.“ Nachdem sich die arme Sünderin „mit einer nach ihrem Gefallen verordneten Weinsuppe gelabet,“ trat sie, vom Benediktiner Maurus als Beichtvater und vom Jesuiten

Gaar als „Galgenpater" begleitet, den Weg zur Henkerbühne an, welche „in der mittleren Bastei (von Marienberg) gegen Höchberg zu" aufgerichtet war. Zuvor wurde ihr das „Endurtheil" „vom hochfürstlichen Malefiz-Sekretario in Beisein des hochfürstlichen Hofschultheißen und zwei Stadtgerichtsschöffen" vorgelesen. Dann wurde die Arme, „weilen sie zu gehen ohnvermögend", auf einem „hiezu verfertigten hölzernen Stuhl" zum Richtplatze getragen, angethan mit „einem braunen, schwarzgetupften kattunen Kontuschel, einem langen Rock, weißem Nonnenschurz, weißem Halstuch, unten eine weiße Nonnen- und oben eine schwarztaffente Matrazen-Haube, in Summa: eine alte und arme Tetter-Hex." Nachdem unser „Deputirter" die letzten Vorbereitungen zur Hinrichtung geschildert, fährt er mit liebenswürdiger Gottesfürchtigkeit fort: „Mittlerer Weile hat der kitzinger Scharfrichter das Schwert entblößt und mit einer so ausnehmenden Geschicklichkeit den Kopf abgehauen, daß alle Umstehenden das vollkommenste Vergnügen über diesen so

glücklichen Vollzug haben verspüren lassen." Er vergisst auch nicht, zu melden, daß, „so lange solche Exekution angedauert, oben in der Luft ein Vogelsgeier sich aufgehalten habe, sogleich aber hernach verschwunden sei," und deutet mit dem Zaunpfahl an, daß dieses selbstverständlich der Teufel gewesen, welcher die ausfahrende Seele seiner Buhlin an sich genommen habe. Der Leichnam der letzten Reichshexe wurde durch „Nachtarbeiter" von der Festung herab und auf eine am Waldsaum gen Büttelbrunn zu gelegenen Platz getragen, „wo vordem auch Hexen verbrannt worden." Bevor der daselbst aufgeschichtete Scheiterhaufen in Brand gesetzt wurde, um die todte Zauberin zu verzehren, hielt der „Galgenpater", der Jesuit Gaar, eine nach dem Brauche der Zeit mit vielen lateinischen Citaten, Bibelsprüchen und scholastischen Sentenzen gespickte Predigt, deren Zweck war, die zu diesem fürstbischöflich-würzburgischen Auto da Fe von nah und fern herbeigeströmte andächtige Menge in der Teufelsfürchtigkeit und im Hexenglauben

zu stärken und zu steifen. Recht eigen aber nimmt es sich aus, wenn der mehrvernommene Augen- und Ohrenzeuge meldet, die „besessenen“ Klosterfrauen von Unterzell hätten vor der Hinrichtung mit „vielem Frohlocken“ sich vernehmen lassen, daß Maria Renata bald zur Hölle fahren werde; nach der Exekution dagegen „spürte man an ihnen keine Freude mehr, sondern vielmehr eine Traurigkeit.“ Sollte sich, nun das Opfer vollzogen war, so etwas wie das Gewissen in den frommen Gottesbräuten geregt haben!?

---

Und wir, Menschen des letzten Viertels vom 19. Jahrhundert, dürfen wir angesichts des letzten Hexenbrandes im deutschen Reiche pharisäisch an die Brust schlagen und sagen: Gottlob, daß wir nicht so dumm sind wie unsere Vorfahren!?

Nein!

Sind die Leute, ich meine die Volksmassen, seit 180 Jahren wirklich gescheider geworden?

Nein!

Volksdummheit und Pöbelrohheit haben ein bißchen die Formen gewechselt, das ist alles. Und dieses wenige ist nicht einmal allgemein, sondern kommt nur sporadisch vor.

Zeigt mir doch im Mittelalter einen „religiösen", Blödsinn, welcher blödsinniger wäre als so mancher, den wir in unsern Tagen schaudernd mitangesehen haben. Während der übergeschnappte, zur hohlsten Phantastik sich hinaufschwindelnde gelehrte Dünkel pralerische Manifeste ausgehen ließ, worin die allmächtige Vernunftsouveränität proklamirt wurde, während gehirnweiche oder gemein kalkulirende Höflinge der Menge das Lug- und Trugdogma von der „glücklich konstatirten" Volksmündigkeit herplärrten, sahen wir Myriaden von „volksmündigen" Zweifüßern, ganze Heerden von männlichen und weiblichen Zweihändern durch ihre schwarzen Hirten an die „Wunderquellen" von Lourdes und Marpingen zur Tränke führen. Stehen diese Wallfahrer intellektuell und ethisch nicht viel tiefer als ihre Vorfahren vor hundert Jahren, vor drei, vier, fünf Jahrhunderten?

Gewiß. Denn die Mittel, Geist und Gemüth zu bilden, haben sich seither hundertfach vervielfältigt, aber das „mündige" Volk des 19. Jahrhunderts hat sich die Benützung dieser reichen Mittel entschieden weniger angelegen sein lassen, als seine unmündigen Vorfahren etwa im 15. und 16. Jahrhundert die Benützung der dazumal so dürftigen sich angelegen sein ließen.

Und die „gebildeten" Leute, der obere Pöbel der Zehn- oder Hunderttausend? O, die glauben allerdings nicht an die Muttergottes in Lourdes und Marpingen, wohl aber an den Aktien-Teufel, an den Satan-Gründer, an den Schwindel-Lucifer und an die Zauberkraft der Börse, — ein Aberglaube, welcher als aus den gemeinsten Instinkten des Menschen erflossen noch unsittlicher und schmachvoller ist denn der vorhin gebrandmarkte, und nicht weniger große physische und moralische Verheerungen angerichtet hat und anzurichten fortfährt .....

Nutzanwendung: Wie der Mensch, so sein Teufel. Jede Zeit hat ihren Aberglauben und

jede Generation der Menschen ihren Narrenwahn. Jedes Jahrhundert tanzt um irgendein Kalb oder knierutscht vor irgendeinem Stier oder räuchert irgendeiner Kuh. Das Ewigwechselnde in den Menschen- und Völkergeschicken ist der Schein der Mode, das Ewigbleibende ist das Sein der Dummheit.

# Ferdinand Freiligrath.

(März 1876.)

Wieder einer der Kampfgenossen und Freunde dahin, mit welchen man sich in allem Guten und Besten verbunden wusste und eins fühlte! In der Nacht vom 17. auf den 18. März ist zu Kannstadt in Schwaben Ferdinand Freiligrath gestorben, bevor er sein 66. Lebensjahr vollendet hatte. Sein Tagewerk war gethan, die Früchte desselben werden bleiben. Die Sorgen seiner Tage, die Schmerzen seiner Nächte sind vorüber. Sanft und sachte zu brechen war dem kranken Dichterherz gegönnt. Sei dem Sohne der rothen Erde die Heimaterde Schubarts, Schillers, Hölderlins und Uhlands eine weiche, pietätvoll gepflegte Ruhestätte!

Zur Stunde, wo ich die Trauerbotschaft empfing, ward in mir jäh jene Erinnerung wach,

wo mein Auge zum erstenmal dem Namen Freiligrath begegnet war und ich den ersten Eindruck von seinem Dichten empfangen hatte. Das ist lange her. In dem bescheidenen Lesezimmer der „Museumsgesellschaft" von Schwäbisch-Gmünd durchblätterte ich den neuesten Jahrgang vom „Morgenblatt" und fand darin mehrere jener Ausströmungen einer glühenden Phantasie, mittels welcher der junge Dichter zuerst die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen ansprach und alsobald auch packte und festhielt. Ich war dazumal viel zu jung und naiv, mir irgendwie erklären zu können oder auch nur zu wollen, worin denn das Packende dieser Gedichte bestände; aber ich weiß noch ganz gut, daß sie mir eine Empfindung erregten ganz ähnlich der, welche ich gehabt, als ich am Morgen desselben Tages in der alten Kathedrale der Stadt umhergegangen war und lange vor einem Prachtfenster gestanden hatte, dessen Glasmalereien, von der Frühsonne angeglüht, in hellem Farbenfeuer brannten und leuchteten. Auch der Freude gedenk' ich noch, welche ich hatte, da ich

etliche Jahre später die erste Sammlung der „Gedichte von Ferdinand Freiligrath“ als soeben erschienen in einem tübinger Buchladen ausgestellt sah. Ich — ein Student, dem die Mittel sehr knapp zugemessen waren — bin sicherlich mit unter den Ersten gewesen, welche das Buch kauften. Es liegt vor mir, indem ich dieses schreibe, zerlesen und vergilbt; aber mir ist, als käme daraus ein Hauch und Duft von längst verklungenen Tagen, die goldene Erinnerung an Stunden der Begeisterung, Bewunderung und Hingebung, wie doch nur die Jugend sie bringt und gibt.

Nun flammt allerdings in jungen Gemüthern auch manches Strohfeuer auf, das so schnell erlischt, wie es angegangen war. Wo aber das ungestüme Gelober jugendlichen Enthusiasmus zur stätigen Flamme ausdauernder Sympathie sich läutert, da ist der Beweis erbracht, daß jener einem echten und würdigen Gegenstande gegolten. Ich gestehe gern und freudig, daß, was ich über Freiligrath sagen will, von solcher Sympathie getragen ist. Es gibt ja in unseren Tagen der

Neidhämmel genug, welche dem quälenden Gefühle der eigenen Impotenz Linderung verschaffen zu können wähnen dadurch, daß sie an anderen alles das bemängeln und benörgeln, was sie selber gerne thun und vollbringen möchten. Was mich angeht, so halt' ich mich auch heute wieder an Göthe's Ausspruch: „Wenn man von Dichtungen, wie von Handlungen, nicht mit einer gewissen liebevollen Theilnahme spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt“ ......

Die deutsche Poesie hat, ihre neuere und neueste Entwickelung angesehen, ihr bestes in der lyrischen Form vollbracht. Nur darf hierbei der Begriff „Lyrik“ selbstverständlich nicht enge, sondern er muß möglich weit gefaßt werden, so daß ihm auch lyrisch-epische, lyrisch-beschreibende und lyrisch-didaktische Hervorbringungen unterstellt werden können. Uhland, Kerner, Rückert, Chamisso und Eichendorff hatten die lyrischen Stim-

mungen und Weisen der Romantik zur höchsten Vollendung geführt, — Uhland, Chamisso und Rückert, jeder in seiner Weise, mit Hinüberleitung ins Moderne. Auch Heine's Lyrik wurzelt noch in der Romantik, ist aber bekanntlich zur keckſten Modernität ausgewachsen. Neben ihr erscheinen als Hauptträger der deutschen Lyrik, wie sie etwa vom Jahre 1830 an sich entfaltete, Platen, Schefer, Lenau, Grün, Mörike, Mosen, Freiligrath und Geibel. Man braucht nur diese Namen anzusehen, um sich ein deutliches Bild von der Fülle und Vielgestaltigkeit machen zu können, welche die lyrische Kunst der Deutschen seit etlichen vierzig Jahren erreicht und gewonnen hat. Auf diesen erstaunlichen Reichthum sind solche zu verweisen, welche mit der anmaßlich schulmeisterlichen Grämlichkeit eines Gervinus in der deutschen Literaturgeschichte da, wo das Zeitalter unserer Klassik und Romantik aufhört, einen Endstrich machen möchten. Um die Unbefugtheit solcher Endstrichmacherei völlig klarzustellen, muß man noch in Betracht ziehen, daß der lyrische Ton

doch der eigentliche Grundton unserer Dichtung von Anfang bis heute gewesen ist. Darin liegt auch einer der Gründe, vielleicht sogar der Hauptgrund, warum das Theatralische — nicht im schlechten, sondern im guten Sinne gemeint — als die schwächste Seite unserer Literatur sich darstellt.

Die Zahl der vorhin namhaft gemachten Lyriker könnte nicht unbeträchtlich vermehrt werden, denn es sind ja mit und nach den genannten noch andere aufgetreten, welche bei der Nation ein offenes Ohr und mehr oder weniger verdienten Beifall gefunden haben. Hier jedoch handelt es sich nur um typische Erscheinungen unserer neueren Lyrik und unter diesen ist Freiligrath fraglos eine vortretende.

Denn er brachte und gab wesentlich neues und zwar in eigenartiger Form. Er bereicherte das deutsche Binnenleben mit jenen farbensatten Anschauungen, welche er als poetischer Weltumsegler und Urwaldpfadfinder gesammelt hatte. Er erweiterte unsern dichterischen Horizont, indem er

denselben an die Meere, in die Tropenländer, in die Wüsten Afrika's und in die Savannen Amerika's hinausrückte und mit einem Realismus, in welchem nur der gleichzeitig aufgetretene Sealsfild-Postl mit ihm zu wetteifern vermochte, das fremde Natur-, Thier- und Menschenleben schilderte. Oft nur mit etlichen, aber von Energie vibrirenden Pinselstrichen wirft er so ein Bild hin, dessen Konturen und Kolorit sich unverwischbar unserer Vorstellung einprägen, einätzen. Dann wieder führt er in großem Stil und mit sorgfältiger Detailbehandlung ein Meer- oder Wüstengemälde aus, dessen Gesammtwirkung eine so packende, daß wir das Dargestellte nicht nur leibhaftig mitschauen, sondern auch mitleben. Meisterstücke dieser Art sind „Die Schiffe" und „Mirage". Auch das erschütternde Nachtstück „Das Hospitalschiff" möchte ich hierher stellen.

Diese und andere ähnliche seiner Dichtungen bringen den vollen Beweis, wie mächtig in Freiligrath die Grundkraft alles Dichtens pulsirte, die schauende und schaffende Phantasie. Allerdings

gehört ein guter Theil seiner Schöpfungen — und zwar seiner glänzendsten — der beschreibenden Poesie an, welche bekanntlich im „Regulbuch“ der Aesthetik nicht sehr hoch gewerthet wird. Aber es kommt eben darauf an, wie man beschreibt. Der „Childe Harold“ gehört ja, formal angesehen, ebenfalls der beschreibenden Poesie an und ist doch ein Stolz der europäischen Literatur. Wer wird schulgelehrt-dumm genug sein, behaupten zu wollen, Freiligraths Phantasiestücke „Gesicht des Reisenden“, „Löwenritt“, „An das Meer“, „Fieber“ u. a. m. seien keine Gedichte, weil sie „beschreiben“? Uebrigens vertieft und potenzirt sich bei unserem Dichter die Beschreibung überall zu dramatischer Gestaltung. Schon in seinen Naturgemälden, noch mehr aber dann, wann er sein auf historische Vorkommnisse gerichtetes inneres Schauen zu Bildern herausgestaltet, wie sie auf dem plattgetretenen Balladen- und Romanzenwege nicht zu finden sind. Solche eigenartig-freiligrath'schen Historien sind „Die Geusenwacht“, „Der Bivouac“, „Der Schwertfeger von Damaskus“,

„Der Scheik vom Sinai“, „Ein Lied Memnons“ und „Anno domini“. Das letztgenannte Weltuntergangsgedicht muß als eine Vision von wahrhaft apokalyptischer Mächtigkeit anerkannt werden. Nicht weniger originell im Wurf und in der Form ist die „Kreuzigung“. Mühsamen Ganges, wie niedergedrückt durch das weltgeschichtliche Verhängniß, welches zu jener Stunde über Golgatha hing, schreitet die Handlung vorwärts, bis sich schließlich der germanische Legionär in den erwürfelten Mantel Christi hüllt. Es ist kecker Landsknechtston und doch zugleich etwas wie fromme Scheu und ein wunderbarer Zukunftsinstinkt in den springenden Gegensätzen dieser mit Rembrandtsfarben gemalten Scene. Ich meine, aus diesem Gedicht athmet jenes „Menschengeschick Bezwingende“, was Göthe der echten Poesie zumuthet und nachrühmt. Der Gedanke ist groß und wuchtig zur poetischen Erscheinung gebracht. Geibel hat später denselben Gedanken, die Vorahnung der welthistorischen Mission des Germanenthums als Träger der christlichen Idee, wieder

aufgenommen und zu einem seiner gehaltvollsten und formschönsten Gedichte („Der Tod des Tiberius“) gestaltet.

Es ist dem Dichten Freiligraths augenscheinlich sehr zu gute gekommen, daß er aus der stockigen Luft heimischer Philisterei, wie sie zu Anfang der 30er Jahre in Deutschland — auch das akademische keineswegs ausgenommen — überall grassirte, frühzeitig in die Fremde hinausmusste. Auch seine kaufmännische Laufbahn ist ihm durchaus nicht zum Schaden, sondern bei der Richtung seines Talents zu entschiedenem Vortheil ausgeschlagen. Keine Spur von Studirstubenluft in seinen Dichtungen, sondern allenthalben der frische und kräftige Hauch des Lebens. Die Erklärung seiner großen Erfolge liegt aber doch darin, daß dieser Dichter-Kosmopolit seinen fremdartigen Stoffen die deutsche Seele zu geben verstand. Mittels dieser Beseelung hat er die Beschreibung in die Sphäre der Lyrik zu erheben vermocht. Die Deutschheit — natürlich nicht im jetzo modischen Sinne als patentirter und officieller

Reichspatriotismus gemeint, sondern idealisch gefasst — die Deutschheit war die eigentliche Stimmung von Freiligraths Poesie, welcher es darum auch übel zu Gesichte stand, wenn sie diese Stimmung gewaltsam verleugnen wollte. Sie verirrte sich dann leicht in die Region hyperromantischer Graßheiten, wie die beiden zwar vielbewunderten, aber weit mehr französischen als deutschen Gedichte „Der Reiter" und „Bei Grabbe's Tod" unerquicklich sie aufzeigen. Wo dagegen Freiligrath der eigenen Intuition und Inspiration ganz sich überließ, war ihm die Muse hold und gegenwärtig wie nicht bald einem. So seelenvolle Lieder wie das „O, lieb', so lang du lieben kannst" — sind überhaupt nur wenige auf Erden gedichtet worden. Höchst stimmungsvoll sind auch „Die Auswanderer", sowie „Der Tod des Führers" und der Cyklus vom „Ausgewanderten Dichter". Unter den größeren Schöpfungen Freiligraths ist diese das Juwel. Eins der deutschesten Gedichte, die es gibt. Germanischer Freiheitstrotz und deutsche Gemüthsweichheit, Europamüdigkeit und Heim=

weh, das Seelenleben eines Poeten und die wild-phantastischen Vorfallenheiten des Kampfes ums Dasein im Urwald und auf der Prairie sind darin zu einer Bilderreihe verwoben, über welcher der echte Silberschimmer der Elegik flimmert.

Von frühan hat sich in Freiligrath mit der Genialität eigener Hervorbringung die Kunst der poetischen Dolmetschung innig verbunden. Er steht mit in der Vorderreihe unser Uebersetzungskünstler. Was er aus den Dichtungen von Lamartine, Hugo, Musset, Barbier, Manzoni, Burns, Moore, Scott, Southey, Coleridge, Hood, Hemans, Tennyson, Longfellow und anderen verdeutschte, ist uns wirklich nahegebracht, substanziell und formell der deutschen Literatur so recht angeeignet worden. Wahrhaft erstaunlich ist die Vielseitigkeit seiner Empfänglichkeit und seiner Wiedergebungsfähigkeit. Poetische Klangfarben von solchem Abstand, wie z. B. der zwischen Hugo und Hood oder zwischen Moore und Musset ist, hat unser Meister-Dolmetsch mit geradezu wunderbarer Sicherheit getroffen. Freiligraths

Verdeutschungen von Lamartine's „Marseillaise de la paix“, Hugo's „A la colonne“, Burns' „Is there, fore honest poverty“, Moore's „Irish melodies“, Hood's „Song of the shirt“, Coleridge's „Ancient mariner“, Tennyson's „Mariana“, „Godiva“ und „Locksley Hall“, Longfellow's „Song of Hiawatha“ und Hemans' „Forest sanctuary“ sind ebenso viele Meisterstücke der Uebersetzungskunst. Noch zuletzt hat sich Freiligrath um die Einbürgerung des wildoriginellen kalifornischen Poeten Bret Harte in Deutschland bemüht. Es liegt, wie mir scheint, in diesem Dolmetschungseifer unseres Dichters ein neuer schöner Beweis von der alten Universalität des deutschen Geistes, sowie auch ein gut Stück von edler Selbstverleugnung, ein bescheidenes Zurücktretenlassen des eigenen Dichtens vor dem Wiederdichten von fremdem, dessen Genuß er seinem Volke gönnen wollte .....

In der Zeit seines frischesten und früchtereichsten Schaffens hatte sich Freiligrath zur Politik naiv, um nicht zu sagen gleichgiltig

verhalten. Man darf nicht vergessen, daß in den 30ger Jahren bei uns die Zahl der Menschen, welche sich um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerten oder dieselben gar zu einer Herzenssache machten, noch eine verhältnißmäßig sehr geringe gewesen ist. Wie kindlich-naiv und unerfahren auch zu Anfang der 40ger Jahre noch unser Dichter die deutschen Dinge ansah, beweis't der Umstand, daß er die thörichten Hoffnungen, womit man vielerorten die Throngelangung Friedrich Wilhelms des Vierten begrüßte, vollkommen theilte. Die unausbleibliche und bald eingetretene bittere Enttäuschung bewirkte nun in Freiligrath so zu sagen eine umgekehrte Bekehrung, nämlich vom loyalen Paulus zum liberalen Saulus. Weiter ging er in seinen „Zeitgedichten", welche er unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntniß" im Jahre 1844 veröffentlichte, noch nicht. Aber weil er ein Dichter, konnte er sich in der lauen Temperatur des regelrichtigen Liberalismus nicht lange behagen, um so weniger, da zur besseren Einsicht auch die Erbitterung über Verfolgung und

Ungemach hinzukam, welche ihm schon die zahme Freimüthigkeit seines „Glaubensbekenntnisses“ zugezogen hatte. Beim Auf- und Niedersteigen der „harten Treppen der Fremde“ hatte er Gelegenheit, über das Wesen des preußischen Gottesgnadenthums wie des deutschen Liberalismus comme il faut nachzudenken, und es kam zu dem Schlusse, daß „nur Revolution allein kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n.“ Dieser Entwickelungsgang seines politischen Fühlens und Denkens ist in seinen späteren „Politischen und socialen Gedichten“ aufgezeigt, immer offenherzig und nervig, mitunter prächtig.

Es ist aber bekantlich eine eigene Sache mit der poetischen Politik und mit der politischen Poesie. Sie ist zu Zeiten höchst wirksam, ja geradezu naturnothwendig, aber eben zu Zeiten! Von „Zeitgedichten“ gilt wie eigens für sie gesagt das schiller'sche „Sie tönen, sie verhallen in der Zeit.“ Und wie bald verhallen sie! Es ist ihre Natur, nicht reinpoetisch wirken zu können, weil sie keine unmittelbare Offenbarung von Ewigem sind,

sondern nur mittelbare Reflexe von Zeitlichem. Allerdings verschwinden die bedeutsameren „Zeitgedichte“ nicht, aber sie bleiben nicht als Gedichte, sondern nur als kulturgeschichtliche Zeugnisse. Wir von der älteren Generation, die wir mitgelebt, was Freiligrath zeitdichterisch kommentirte, wir vermögen ihm nachzufühlen. Aber wer von der jüngeren oder gar von der jüngsten Generation wird die Zeit und Mühe aufwenden wollen, sich künstlich in eine Vergangenheit zurückzureflektiren, welche nichts anziehendes hat? Eine solche Rückversenkung in die 40ger Jahre wäre aber schlechterdings nöthig, um die politischen und socialen Gedichte, von welchen hier die Rede, verstehen und genießen zu können. Manches derselben ist mit den Verhältnissen, auf welche sie sich bezogen, ganz hinfällig geworden. Gereimte Zeitungsartikel und versificirte Klubbreden — in welche Kategorieen bekanntlich die ungeheure Mehrzahl der politischen „Gedichte“ gehört — sind die bezüglichen Auslassungen unseres Dichters allerdings nicht. Oder wenigstens befinden sich darunter

wirkliche Dichtungen, sei es, daß Freiligrath seine Tendenz und Polemik gestaltungskräftig in drastische Handlung umzusetzen verstand („Vom Harze“ — „Im Irrenhause“ — „Leipzigs Todten“ — „Von unten auf“), sei es, daß ihn die „indignatio“ zum Dichter machte, jener Siedegrad von Schmerz und Zorn, welcher ihn statt Worte Flammen sprechen ließ („Die Todten an die Lebendigen“). Aber fortleben wird doch eigentlich von allen diesen „Zeitgedichten“ nur eins: das herrliche Grablied für Johanna Kinkel. Warum? Weil darin das Zeitlich-Politische vom Ewig-Menschlichen völlig aufgesogen ist.

Daß seine radikalen Anschauungen und republikanischen Neigungen unsern Dichter nicht entdeutscht hatten, daß er darum im Jahre 1870 wie jeder anständige Mensch, jeder Deutsche von Kopf und Herz im In- und Auslande nicht auf der Seite der Welfen, der Jesuiten, der bairischen „Patrioten“, der Rheinbündler oder der internationalen Narren stand, sondern auf der Seite Deutschlands, davon ist weiter kein Aufhebens zu machen. Das ver-

stand sich von selbst: es hieß ja nur das Vaterland über die Partei stellen. Weil er das aber von ganzem Herzen that, hat er „Die Trompete von Gravelotte" vernommen und ihre triumphirend-klagenden Klänge im schönsten Liede festgehalten, welches das große Jahr auftönen machte. Diesem Edelstein kommen, meines Erachtens, an Schliff und Feuer aus der gesammten Kriegslyrik der Deutschen nur zwei Lieder gleich: Rückerts „Drei Gesellen" und Mosens „Trompeter von der Katzbach".

Die Seelenwärme, die Glut der Empfindung, die Energie, welche schon das von Freiligrath als sein frühestes bezeichnete Gedicht („Moosthee" 1826) charakterisirten, sind also auch dem grauhaarigen Dichter noch ganz zu Gebote gewesen. Für Urtheilsfähige steht es jedoch außer Frage, daß Freiligraths bleibende Stellung in der Nationalliteratur wesentlich auf den Hervorbringungen seiner ersten Periode beruhe. Dort liegt seine Eigenart, dort das typische Merkmal seines Dichtens. Was er später leistete,

das konnten andere ebenfalls leisten, obzwar nicht gerade so. Aber seine Meer-, Urwald- und Steppepoesie die mache ihm mal einer nach! Sie ist schon ein Theil unseres dichterischen Nationalschatzes geworden, ein hochgehaltener, aufrichtig verdankter. Ihm selbst war geschenkt, des Lebens Lust zu kosten, und verhängt, des Lebens Leid zu tragen. Er konnte, bei der Schwelle zum Greisenalter angelangt, auf die Arbeit seines Daseins als auf eine wohlgethane zurückblicken und durfte sich sagen, daß er seinem Volke etwas sei und bedeute. Endlich war ihm gegönnt, ungebrochenen Geistes zur Grube zu fahren. Die Summe seiner Existenz ist demnach ins „Haben" zu schreiben. Ein edler Geist, ein braves Herz, ein eigenartiger Dichter — so steht er vor den Augen der Zeitgenossen und so wird ihn die Gegenwart der Nachwelt überliefern.

# Unbequeme Briefe.

Solingo e senza parte.
Giusti.

## 1.

September 1876.

Sie haben schon recht, liebe Freundin: — es geht bergab mit unserer dichterischen Hervorbringung. Der Gipfel von unserem Musenberg — altfränkisch zu reden — ist ohnehin längst vereinsamt und auch seine Abhänge gleichen mehr und mehr einem stark gelichteten Walde, ja mitunter einem niedergeschlagenen, wo nur noch Unterholz und Buschwerk stehen geblieben. Uhland, Rückert und Platen, Grillparzer, Immermann und Grabbe, Heine und Lenau, Schefer und Mörike, Mosen und Freiligrath, Grün, Hebbel, Ludwig und Reuter sind ja todt. Wann noch Gutzkow, Geibel, Bodenstedt und Jordan gegangen sein werden, wird der poetische Reichthum dieser

jüngsten Vergangenheit gegen die Armuth der Gegenwart erst recht scharf abstechen. Nicht an Talenten fehlt es der jüngeren Generation, auch nicht an einzelnen glänzenden Leistungen, wohl aber an einem tragenden und hebenden Princip. Darum ist das Dichten eine peinliche Problemejagd, ein raffinirtes Experimentiren geworden und die mancherlei Experimente sind im Grunde allesammt seellos.

Das Freiheitsprincip, welches vom Tode Göthe's an unsere Literatur trug und hob, ist verbraucht, wenigstens in der Meinung der Tonangeber des Tages. Das nationale Pathos, wie es seit 1866 aufkam, ist schon ganz floskelhaft geworden und so arg mit Servilismus verbleizuckert, daß es nachgerade jeden anständigen Menschen abstoßen muß. Wenn unsere Fabrikanten ihre Deutschheit dadurch erweisen zu müssen glauben, daß sie den Bismarck und den Moltke immer und immer wieder in Holz, Bein, Thon, Leder, Wachs und Seife nachbilden, so sind die patriotischen Verlautbarungen in Versen und Prosa,

welche die patentirten Reichsfreunde vom Ordonnanzschnitt ausgehen lassen, nicht weniger hölzern, thönern, ledern und seifig. Man merkt die Absicht, sich zu empfehlen, doch allzusehr und greift in der Verstimmung am Ende sogar zu den pfäffischen Petrolbüchern eines Konrad von Bolanden, nur um den ewigen Bismarcktabaks- und Moltkeseifengeruch loszuwerden. Ich erinnere Sie auch daran, liebe Freundin, daß verschiedene der großen Patrioten, welche heute vor dem Throne Kaiser Wilhelms byzantinern, vor kaum zehn Jahren ebenso vor dem Throne Napoleons des Dritten knierutschten. Ferner, daß dieselben großen Patrioten vor dem Carenthum ebenso unterthänig kratzfußen, wie es nur jemals zur Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten in Potsdam der Brauch war. Endlich, daß das sittlich-patriotische Pathos gewisser Leute mäuschenstille wird, sobald es gilt, die Gründereien und Schwindeleien der eigenen Kameradschaft zu brandmarken. Summa: dieser ganze officiöse Nationalitätseifer ist so hohl und verlogen, daß er es in der Literatur nur zu einem

entsprechend hohlen und verlogenen Ausdruck bringen kann.

Wie ja auch zur Zeit der französischen Revolution, so ist wiederum in unsern Tagen die Meinung, große Zeiten machten große Dichter, recht handgreiflich lügengestraft worden. Wäre ein dichterischer Genius in Deutschland vorhanden gewesen, er hätte durch die Geschichte der letzten zehn Jahre geweckt und zur Thätigkeit angeeifert werden müssen. Es war keiner da. Talente genug, geschickte Macher, denkende Künstler meinetwegen sogar; aber nirgends ein Schöpfer, nirgends eine prometheische Hand, welche mit titanischer Kraft und Macht das, was die Zeit im Innersten bewegte, das Fühlen und Sehnen, das Denken und Wollen der Zeitgenossen zu einem typischen Kunstwerke gestaltet vor sie hingestellt hätte.

Oder doch? Es ist uns ja in diesen Tagen mit jener Unfehlbarkeitsmiene, welche Plattschädeln so gut steht, verkündigt worden, das Textbuch zu Wagners Nibelungenmusik sei ein Dichterwerk ersten Ranges, und wie es überhaupt

erst seit dem bayreuther August von 1876 eine deutsche Kunst gebe, so könne eigentlich auch von einer deutschen Poesie erst seit Schaffung dieses Textbuches die Rede sein. Sie freilich, die Sie ja an keinerlei Unfehlbarkeitsdogma glauben, schrieben mir, es sei Ihnen bei Lesung dieses „phänomenalen“ Werkes gewesen, als führen Sie stundenlang über einen hinterpommer'schen Knüppeldamm, und Sie seien zuletzt davon ganz seekrank geworden. Ketzerin Sie! Nehmen Sie sich ja vor den Wagnernarren in Acht! Sie wissen ja, diese Leute argumentiren ad majorem Magistri gloriam gelegentlich statt mit Stabreimen auch mit Stöcken oder Bierkrügen. Was mich angeht, so schämt' ich mich bei dieser Gelegenheit wieder mal einen ganzen Tag lang, ein Deutscher zu sein. Unter einem Volke, welchem der Lessing den Nathan, der Göthe den Faust und der Schiller den Wallenstein geschaffen, können und dürfen Bursche aufstehen, welche ein Ding wie das genannte Textbuch zu einem Phänomen von Meisterwerk aufzuschwindeln die märchenhafte Frechheit haben.

Beweis't das nicht, wie wenig von jenen ewigen Werken in das Fleisch und Blut der Nation übergegangen? Zeigt es nicht, daß wie der untere so auch der mittlere und obere Pöbel vom wirklich Schönen und Großen auch nicht die entfernteste Ahnung habe? Geht doch mit eurem ewigen Fortschrittsgeleier! Die Leute werden ja immer dummer. Sehen Sie sich z. B. unsern lieben Vetter Michel an, zubenamset „Der Denker". Lässt er sich nicht jahraus jahrein von feuchtohrigen Laffen, welche weder etwas erlebt noch etwas gelernt haben und nie etwas leisten werden, seine „öffentliche Meinung" zubereiten? Lässt er sich nicht von solchem Geschmeiß geduldig anbafeln? Namentlich auch in Sachen der Literatur, wo ja die Losung „Je impotenter, desto frecher!" zum anerkannten und von der Schäfigkeit des Publikums respektirten „Leitmotiv" geworden ist. Für uns andere ist das freilich mehr komisch als tragisch. Denn es gewährt immerhin einen spasshaften Anblick, aus der Kritiker-Löwenhaut, womit die dummen Jungen oder auch die alten

Dummen sich drapiren, die Eselohren in ihrer ganzen natürlichen Länge hervorgucken zu sehen ...

Warum sagen Sie mir denn nichts über Hamerlings „Aspasia“ und Dahns „Kampf um Rom“, auf welche Bücher ich Sie aufmerksam gemacht habe? Oder soll ich ihre lakonische Bemerkung, „ob es wohl überhaupt möglich sei, so alte Zeiten wieder zu beleben,“ für eine abfällige Kritik nehmen? Ich denke, auch Sie müssten beim lesen der beiden Romane, die doch wieder keine Romane sind, das Gefühl gehabt haben, daß hier zwei mehr oder weniger genießbare Früchte vorliegen, wie sie auf dem literarischen Versuchsfelde gebaut werden. Natürlich hat es nicht an guten Freunden gefehlt, welche das Tamtam des Lobes rührten und die Pauke der Bewunderung schlugen; aber es dürfte auch hier wie so vielerorten heißen: „Blinder Eifer schadet nur“. Viele werden die beiden Bücher begierig zur Hand nehmen, aber wenige dieselben zu Ende lesen und die wenigsten mit einem Gefühle der Befriedigung davon scheiden. Warum? Weil beide

Werke zwar sehr häufig nach der Studirlampe riechen, aber der Duft der bekannten „blauen Blume“ allzu oft vermissen lassen. Es sind Leistungen eines bewundernswerthen Fleißes und eines gründlichen Detailwissens, Reihenfolgen von mit großer Geschicklichkeit zusammengesetzten archäologischen Mosaikbildern, aber keine frei und frisch entworfenen, dichterisch durchkomponirten Gemälde. In beiden ist die Erfindung sehr dürftig, die Entwickelung lahm, die Spannung gleich Null. In beiden Büchern merkt man zwar den Dichter, aber er kommt nur selten recht heraus. Nicht als ob es an Glanzstellen fehlte. Beim Dahn sind diese sogar zahlreich. Der Untergang der Königin Amalaswintha z. B. ist eine Schilderung, wie nur ein wirklicher Poet sie entwerfen kann. Diese und ähnliche Scenen sind mit dem Seherauge geschaut und darum auch so anschaulich wiedergegeben. Etwas befremdet hat mich die Gedämpftheit der Farben in der „Aspasia“. Offenbar hat Hamerling die sonstige Ueppigkeit seiner poetischen Malerei absichtlich bedeutend

eingeschränkt. Ob aber nicht zu sehr? Bei der Schilderung der Kybele-Mysterien z. B. wären Farbentöne am Platze gewesen, wie sie im „Ahasver in Rom“ nur allzu verschwenderisch angewandt sind. Das Wollen ist in dem einen wie in dem andern Werke groß. Die „Aspasia“ will uns den in seinem Vollglanz stehenden und doch schon von dem Vorgefühle des Verfalls angekränkelten Hellenismus vorführen. Im „Kampf um Rom“ soll uns der Konflikt der versinkenden antiken Welt mit der aufsteigenden germanischen vorgeführt werden. Aber dem Wollen entspricht das Können nur stellenweise. An's Ziel gelangt keiner der beiden Würfe. Ehrliche Leser werden sich gestehen müssen, daß ihre Theilnahme von Seite zu Seite abnimmt. An die Stelle der gestaltenden und veranschaulichenden Kraft tritt allzu oft das breitspurig-schwatzhafte Referat, welches an die Eintönigkeit mittelalterlicher Reimchroniken erinnert. Weitaus die meisten der vorgeführten Figuren entbehren der plastischen Bestimmtheit. Sie haben etwas Pappendeckeliges,

etwas Marionettenhaftes. Ganz verfehlt ist bei Dahn gerade **die** Figur, auf welche er offenbar die größte Mühe verwandt hat, der Präfekt Cethegus. Dieses unerquickliche Amalgam von Antikheit und modernster Modernität erinnert auffallend an die vornehmen, geheimnißvollen, virtuosischen Allerweltsbösewichte, wie sie in den Schriften von Balzac herumlaufen. Bedenk' ich alles, so muß ich gestehen, daß ich für das einzige schöne Lied Dahns: „Weiße Rose nickt an Zweigen“ (in „Sind Götter?“) gern den ganzen Kampf um Rom dahingebe. Der historische Gehalt des Werkes liegt ja doch in des Verfassers vortrefflichem Buch von den Königen der Germanen reiner vor und gerade um dieser Reinheit willen auch poetischer .... Einen qualitativen Unterschied zwischen der Aspasia Wielands und der Hamerlings kann ich nicht finden. Das Kostüm (im weitesten Wortsinn) ist bei diesem allerdings viel griechischer als bei jenem, aber der Versuch, das moderne Frauenemancipationsideal auf die Milesierin zu übertragen, schlecht

gelungen. Hamerlings Buch kann uns wieder einmal recht deutlich die Unmöglichkeit vergegenwärtigen, bei Behandlung antiker Stoffe der modernen Anschauung sich zu entschlagen. Selbst der Göthe konnte das nicht: seine Iphigenie ist doch weit mehr eine moderne Deutschin als eine antike Griechin. Kein Mensch kann aus seiner Haut, kein Dichter aus seinem Volk und aus seiner Zeit heraus. Selbst die größten Seher und Künstler scheinen nur ihrer Zeit und ihrem Volke weit vorauszuschreiten, indem sie die höchsten Gedanken und Wünsche der Gegenwart formuliren .... Einen Vorschritt der historischen Romandichtung über Scott, Manzoni, Hugo („Notre-Dame"), Spindler, Rehfues und Alexis-Häring hinaus hat weder Hamerling noch Dahn bewerkstelligt. Ich bezweifle auch entschieden, daß mittels der Aspasia des letztgenannten dem archäologischen Roman in der Lesewelt ein breiterer Raum gewonnen werde. Mit der novellistischen Darstellung antiker Charaktere und Ereignisse ist es überhaupt eine eigene Sache. Große Talente

sind daran gescheitert. Man denke nur an Bulwers „Last days of Pompeji“. Es gibt nur einen Novellisten, welcher einen antiken Stoff mit dem Hauch des Lebens zu durchdringen verstand. Es ist — o, schlage ein Kreuz, heilige Teutschdümmelei! — der Franzose Gustave Flaubert. Seine „Salammbô“ ist etlicher grotesker Auswüchse ungeachtet ein wirkliches Gedicht, keine gelehrt-mühsälige Geschichtsklitterung, sondern ein Roman, welcher Hand und Fuß und ein schlagendes Herz hat, ein Werk aus einem Guß und von strömendem Fluß. Flaubert beschreibt nicht bloß das alte Karthago, er macht uns förmlich heimisch in der Punierstadt und bewirkt, daß wir selbst das Fremdartigste und Ungeheuerste als ein Nothwendiges, ja Selbstverständliches fühlen und erkennen. Seine Gestalten tanzen nicht an Drähten, sie bewegen sich aus eigener Machtvollkommenheit, sie athmen, sie leben. Der Künstler ist ganz aufgegangen in seinem Kunstwerk. Und über was für eine gestaltungsmächtige Phantasie gebietet dieser

französische Realist! Seit langer Zeit ist keine Scene geschaffen worden, in welcher die tragischen Motive Schrecken und Mitleid zu so gewaltiger Wirkung kommen wie in Flauberts großer Molochsopferscene ....

„And're Vögel, and're Lieder". Aber Zeisige, Rothschwänze und Spatzen sind eben keine Lerchen, Amseln und Nachtigallen. Gestern traf ich beim Aufschlagen eines Buches auf Gustav Pfizers edelgefühltes, formschönes, tiefergreifendes Lied „Der sterbende Kosmopolit" und gedachte der Zeit, wo dieses Gedicht auf mich und meine Jugendgenossen mächtig gewirkt hatte. Wer in der Jugend von heute kennt noch diese und ähnliche Offenbarungen eines Idealismus, den der gelehrte und ungelehrte Banausierpöbel unserer Tage für „abgethan" erklärt hat? Wer sollte noch auf solche Stimmen horchen, wer wollte sie noch auf sich wirken lassen? Wortführer des idealistischen Tones in unserer Lyrik wie Fontane, Lingg, Bodenstedt, Meißner, Schack, Storm, Gottschall und Lorm haben gerade für

ihre besseren und besten Leistungen den wenigsten Beifall erlangt. Natürlich! Unsere gepriesene „Realpolitik“ hat es ja glücklich so weit gebracht, eine Stimmung zu schaffen, welche es angemessen findet, die gedankenlose Bummelei in Versen, eine rohe — (entschuldigen Sie, Verehrte, den derben, aber passenden und gerechtfertigten Ausdruck!) — ja, eine rohe Sausaus-Poesie für das Höchste zu halten und als solches zu bejubeln. Es ist wahr, die politische Tendenzlyrik der dreißiger und vierziger Jahre hat Poesie und Rhetorik vielfach mit einander verwechselt und von den aufgebauschten „Tyrannenerschütterern“ haben sich viele, sogar die meisten bei näherem Zusehen entweder als lächerliche Phrasenhelden oder als geborene Hofräthe ausgewiesen, welche nur eine Zeit lang die malkontenten Bombalobombaxe spielten, um die bezüglichen Kreise aufmerksam zu machen, daß und um wie viel sie zu haben wären. Aber trotzdem hat jene Polemik in Reimen an der Entwickelung der nationalen Sache redlich und nicht erfolglos mitgearbeitet und ihre Hervor-

bringungen stehen, ethisch und ästhetisch angesehen, thurmhoch über der Kneipenliederlichkeit von heute, deren einziges Ideal das heidelberger Faß sein würde, wenn es nb. voll wäre.

Lassen Sie mich, liebe Freundin, mit Erquicklicherem schließen. Sie sind ja ein Mitglied des Vereins für deutsche Literatur und folglich im Besitze eines Buches, welches zu den erfreulichsten Erscheinungen gehört, die in den letzten Jahren auf dem Büchermarkte sich bemerkbar machten. Ich meine die Verdeutschung der „Versi“ des Giuseppe Giusti durch Paul Heyse, ein Unternehmen und Vollbringen, das, wie ich aufrichtig glaube, lange nicht genug gewürdigt worden ist.

Seitdem mein allzu früh heimgegangener Freund Ludwig Seeger mit Erfolg eine Verdeutschung der Chansons von Béranger unternahm, ist ein ähnliches Wagniß nicht wieder versucht worden, bis Heyse sich daran machte, den großen erzitalischen Lyriker und Satiriker Giusti in deutschen Lauten reden zu machen. Denken Sie sich das „erzitalisch“ dreimal unterstrichen

berücksichtigen Sie auch den außerordentlich knappen Stil Giusti's, welcher, ein Todfeind der Phrase, seinen quillenden Gedankenreichthum in möglichst engen Sprachkanälen einherrauschen zu lassen liebt, rechnen Sie dazu noch die großen Schwierigkeiten, welche die mit Provinzialismen, mit lokalen Worten und Wendungen reichlich durchwirkte Sprache des Dichters selbst dem gewiegten Kenner des italischen Idioms entgegenstellt, so werden Sie ungefähr im stande sein, zu erkennen, welches Wagniß eine Deutschdichtung der „Versi“ war und wie trefflich es bestanden wurde. Der wirkliche Werth von Heyse's Leistung kann Ihnen jedoch nur klarwerden, wenn Sie eine genaue Vergleichung der Verdeutschung mit dem Original vornehmen. Thut man das, so wird man bewundernd sagen müssen, daß Heyse mit seinem Giusti unsere Literatur um ein Uebersetzungsmeisterstück ersten Ranges bereichert habe.

Lohnte sich aber auch die jahrelange Mühe, Ausdauer und Kunst, welche der deutsche Dichter auf den italischen verwandte? Sehr! Giuseppe

Giusti (geboren am 13. Mai 1809 zu Monsummano in Toskana, gestorben am 31. März 1850 zu Florenz) ist eine der edelsten Charaktergestalten der Literatur unseres Jahrhunderts, ein großer Dichter und zugleich ein Mann der That. Denn unter den Möglichmachern, Begründern und Aufbauern des Regno d'Italia muß Giusti in erster Linie mitgenannt werden. Der bescheidene, nur 361 Seiten starke Oktavband seiner „Versi, editi ed inediti“, wie sie zum erstenmal 1852 gesammelt erschienen, muß geradezu als einer der Grundsteine des neuen Italiens anerkannt werden. Wer sich der Zeit erinnert, wo diese „Verse“, einer argusäugigen, brutalen und stupiden Censur und Polizei zum Trotz, in Italien handschriftlich von Hand zu Hand gingen, weiß auch, daß ihre Wirkung und Wirksamkeit eine geradezu unberechenbare, ihre Popularität eine ungeheure war. Mit Recht. Denn in diesem Manne verband sich das reichste Talent mit dem weisesten Maßhalten. die Genialität mit der Gesinnung, der Lyriker mit dem Satiriker, der Poet mit dem Patrioten

zu einer Persönlichkeit, welche die höchste Achtung einflößte und wachhielt. Giusti verdient einen hervorragenden Platz in der Veehrung gebildeter Menschen schon darum, weil dieser echte Träger des Genius unter den vielen genialthuenden Stromern und Strolchen unserer Zeit eine warhaft wohlthuende Erscheinung ist. Spotte immerhin, Opportunitätsgesindel, über die „Gesinnungstüchtigkeit“, und du, gedankenloser Hause, lache über die „Principsbären“. Desshalb bleibt es doch nicht weniger wahr, daß selbst das größte Talent nur dann reinigend, befreiend und befruchtend auf seine Zeit wirken kann, wann es von einem großen Charakter getragen wird. Gerade das machte die dichterische Arbeit Giusti's für sein Land zu einer wahrhaft schicksalsmächtigen, erhob sie zu einem die Geschicke seines Volkes mitbestimmenden Motiv. Wie schön auch sticht es ab von der größenwahnwitzigen Selbstbeweihräucherung des Haupt- und Erzgauklers unserer Tage, wenn Giusti über sich selbst, über sein Wollen und Können mit jener Schlichtheit und

aufrichtigen Bescheidenheit spricht, wie sie die echten alten Meister zierte. So, wenn er z. B. in den berühmten Stanzen an Gino Capponi, seine satirische Thätigkeit entschuldigend, sich selber fragt:

„E chi sei tu che il libero flagello
Ruoti, accennado duramente il vero,
E che parco di lode al buono e al bello,
Amaro carme intuoni a vitupero?
Cogliesti tu, seguendo il tuo modello,
Il segreto dell' arte e il ministero?
Diradicasti da te stesso in pria
E la vana superbia e la follia,
Tu che rapogni, e altrui mostri il sentiero?“

Das „Modell“, von welchem Giusti hier spricht, ist, Dante und, fürwahr, einen würdigeren Nacheiferer als den Dichter der „Versi“ hat der große Florentiner nicht gehabt. Die ganze Liebe und der ganze Haß des Schöpfers der Göttlichen Komödie sind in Giusti wieder aufgelebt und das Ergreifende bei diesem wie bei jenem ist die Wahrhaftigkeit. Wie fühlen, jedes von Giusti gesprochene Wort ist empfunden. Von Frivolität keine Spur. Er versteht zu scherzen — und wie

attisch! — aber der Scherz ist bei ihm nur das Rosengeschlinge um den ernsten Gedanken her. Er selbst hat es so ausgedrückt:

„In quanta guerra di pensier mi pone
Questo che par sorriso ed è dolore!“

Wir dürfen ihm auf's Wort glauben: was seinen Zuhörern wie ein Lachen klang, ihm war es ein Schmerz. Nur ein Dichter, welcher sein Land und Volk so in der Seele trug wie Giusti, konnte über dieses Land und Volk, wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren gewesen sind, so spotten wie er. Sein Zürnen war das der Liebe und kein fühlender Italiener konnte selbst das bitterste Satirisiren Giusti's für etwas anderes nehmen als für die Auslassung des innigsten Patriotismus. Das war so und musste so sein, weil durch die satirische Schneidigkeit der lyrische Herzenslaut hindurchklang, welcher dem Dichter auch da nicht versagte, wo er seinem Hasse der östreichischen Fremdherrschaft flammenden Ausdruck gab. Auch da spricht aus dem Hasse immer noch der Poet und auch der höchste Groll trägt den Zügel

der Grazie. Wollen Sie sich, Verehrteste, davon überzeugen, so lesen Sie das 1846 geschriebene Gedicht „Sant' Ambrogio“. Ein Jahr zuvor hatte Giusti seine dem berühmten Neapolitaner Alessandro Poerio gewidmete Meistersatire verfasst, den „Gingillino“, welches Wort ich anderwärts und zwar, wie ich glaube, sinngemäß richtig mit dem schweizerischen „Aemtlischnapper“ wiedergegeben habe. In diesem Gedichte, welches übrigens auch auf Deutschland, auf Europa, auf die ganze „civilisirte“ Welt passt, weil es mit italischen Farben ein nur allzu wahres Gemälde der menschlichen Niedertracht entwirft, in diesem Gedichte hat Giusti's satirisches Genie seine schärfste Schneide hervorgekehrt. Aber auch hier trägt der Dichter sein Schwert „in Myrthen“. Um ihn recht verstehen, genießen und werthen zu können, muß man sich beim lesen stets die Zustände Italiens vergegenwärtigen, wie sie von 1815 bis 1850 waren. Aber es wäre ein großer Irrthum, zu meinen, mit dem Verschwinden jener Zustände müsste auch das Interesse an Giusti's politischer

Lyrik und Satirik dahin sein. Das eben kennzeichnet ihn als schöpferischen Geist, daß er das Zeitliche zu Ewigem zu gestalten wusste und dem Vergänglichen den Stempel des Bleibenden aufzudrücken verstand. Die „Versi“ werden dauern, so lange es eine italische Sprache gibt.

---

## 2.

November 1876.

Ja freilich, verehrte Freundin, nur die ganz Gedankenlosen vermögen sich dem Gefühle des Unbehagens zu entziehen, welches so schwer auf der Gegenwart lastet, und nur wenigen Auserwählten ist es gegeben, über die allgemeine Verstimmung, welche naturgemäß auch in der Literatur ihren Ausdruck findet, sich emporzuheben „in die heitern Regionen“, wo es keine orientalische Frage, keine Börsenkrache, keine Gründerprocesse und keine Geschäftestockungen gibt. In Deutschland ist zu all der Schwerenothzeit und Zeit=

schwerenoth noch eine gränzenlose Ernüchterung hinzugetreten, seit dem kurzen Milliardentraum ein jähes Erwachen folgte, welches unsanft darthat, der geträumte Nationalreichthum sei eitles Katzengold gewesen. Man muß aber auch gestehen, daß niemals eine kolossalere Summe ungeschickter „vermöbelt“ wurde als die bekannten 5 Milliarden.

Unbehagliches Gähnen und mürrisches Augenreiben ringsum. Die alte Hutzel, Jungfer Kritik, kam aus dem Ofenwinkel, wohin die Fanfaren von 1870—71 sie gescheucht hatten, wieder hervorgeschwänzt, setzte ihre schärfste Brille auf, räusperte sich und sagte seelenvergnügt: „Ich dachte mir's wohl, die Herrlichkeit würde nicht lange währen.“

In Wahrheit, die Herrlichkeit hat nicht lange gewährt. Man habe sich — keift sie — das neue Reich genauer angesehen und habe gefunden, daß es, abgesehen von der preußischen Pickelhaubebedachung, eigentlich noch die alte Lotterfalle wäre, und daß die zwei Dutzend Vaterländer

im Grunde so wenig ein wirkliches Vaterland ausmachten, als die früheren drei Dutzend ein solches ausgemacht hätten. Die Reichsverfassung habe meisterhaft das Problem gelös't, alle Schäden des Föderalismus mit allen Uebeln des Centralismus zu verbinden. Der Reichstag sei wie eigens dazu gemacht, den Scheinkonstitutionalismus und Schwatzparlamentarismus ad oculos auresque zu demonstriren. Inbetreff ihrer wichtigsten Angelegenheiten habe die Nation zwar den Beutel offen, aber das Maul zu halten. Wann es an der Zeit, werde man ihr schon sagen, was sie unter ihrer Ehre und unter ihren Interessen zu verstehen hätte. Die Siege über die Franzosen wären sehr schön, sehr glorreich gewesen; schade nur, daß dieselben weit mehr den Russen als den Deutschen zu gut gekommen. Doch was hätte das zu sagen? Die lieben Russen, die von Christenthum und Humanität strotzenden Russen wären ja unsere „besten Freunde“. Wenigstens trompeteten und paukten das die berliner Reichstrompeter und Reichspauker alltäglich

und allstündlich. Aber helfen unsere „besten Freunde“ mittels ihrer Zollpolitik nicht unsere Industrie und unseren Handel systematisch ruiniren? Bah, Kleinigkeiten, um die sich eine „Weltmacht“ wie wir, um die sich das große deutsche Reich nicht zu kümmern brauchte. Zudem, wären wir denn nicht noch von des allerhöchstseligsten Nikolai Zeiten her der Ehre gewohnt, der Kolossin Matuschka Moskawia unterthänigst die Schleppe zu tragen? Der gesunde Menschenverstand wäre freilich der Meinung, statt solcher Schleppeträgerei zu fröhnen, müsste Germania vielmehr bei Zeiten der schmollenden Madame La France die Ueberzeugung beizubringen suchen, daß eines wüsten Tages sie beide vereint, aufrichtig vereint kaum stark genug sein würden, der besagten kolossalen Weiblichkeit die Wege zu weisen, die Rückwege in die asiatischen Steppen [1]). Aber so

[1]) Das ist ganz ernsthaft gemeint. Die Verwirklichung einer Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich muß von jedem Denkenden und Wissenden, sei er Deutscher oder Franzose, als die Voraussetzung einer fernerweiten

ein armer Kerl wie der gesunde Menschenverstand hätte in der Politik bekanntlich nicht mitzureden.

So raisonnirt die Jungfer Kritik. Ein böses Ding, nicht wahr? Eigentlich sollte man sie als Reichsfeindin verklagen. Denn — sagt sie —

---

gedeihlichen Entwickelung der europäischen Civilisation betrachtet werden. Die slavische Welt unter russischer Führung i st in Bewegung, ihr Andrängen gegen Mittel- und Westeuropa i st eine Thatsache. Dagegen helfen keine Phrasen. Jede Rasse, also auch die slavische, will sich ausleben, will sich geltend machen und sie hat dazu von naturwegen das Recht. Es fragt sich also nur, ob sie dazu auch die Kraft habe. Nun meinen freilich Leute, die sich für klug halten, der bisherige Verlauf des russisch-türkischen Krieges von 1877 habe den Respekt vor dem russischen Koloß auf ein sehr bescheidenes, ja lächerlich kleines Maß zurückgeführt und man sehe jetzt, wie es mit der Kraft des Slaventhums eigentlich beschaffen sei. Nur etwas Geduld! Russland wird trotz alledem der Hauptsache nach schließlich alles erreichen, was durch diesen Krieg zu erreichen es sich vorgesetzt hatte. Die Geschichte liefert die Beweise, daß Russlands kriegerische Thaten allzeit von sehr zweifelhaftem Werth und Belang gewesen sind, so man dieselben strategisch und taktisch genau prüft. Aber dessenungeachtet ist das Großfürstenthum Moskau binnen dreihundert Jahren zu einem über nahe-

wir haben es ja so herrlich weit gebracht in der Opportunitätskriecherei und im Krompromißbettel. daß, wer nicht mitkriecht und nicht mitbettelt, ohne weiteres in die nationalservile Reichsacht gethan wird.

Doch was geht uns beide das alles an?

---

zu die Hälfte von Europa und über einen großen Theil von Asien hingelagerten Riesenreich ausgewachsen. Nur Thoren, deren kurzdärmige Politik von der Hand in den Mund lebt und die, ganz in der Gegenwart, im Tag, in der Stunde aufgehend, nicht von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen vermögen, nur sie können wähnen, der slavische Riese werde stillliegen und nicht weiter um sich zu greifen versuchen. Er wird es thun und zunächst Oestreich, in dessen Hofburg er ja beflissene Handlanger und Helfershelfer hat, zerbröckeln und dann zermalmen. Dann soll an Deutschland die Reihe kommen und unsere Enkel könnten möglicher Weise die zwischen dem kaiserlichen Oheim und dem carischen Neffen ausgetauschten Zärtlichkeiten theuer zu bezahlen haben, noch viel theurer, als der deutsche Handel dieselben jetzt schon bezahlen muß. Man sollte trotz dieser Onkelei in Deutschland sich auch stets die Thatsache gegenwärtig halten, daß alle Stockrussen aller Stände und Berufsklassen eingestandenermaßen wüthende Deutschenfresser sind. Note vom Ende Oktobers 1877.

Rein nichts, rechne ich, und wir „danken Gott an jedem neuen Morgen, daß wir nicht brauchen für's deutsche Reich zu sorgen" — danken ihm um so inbrünstiger, da alles und jedes Reichliche von dem jetzo in Hinterpommern gelegenen „Nabel der Erde" aus so vortrefflich und unübertrefflich besorgt wird, daß man meinen sollte, der ewige Lasker und der nicht minder ewige Windthorst könnten nachgerade ihre reichs- und landtägliche Zungengymnastik einstellen. Das bißchen Klaqpern, welches zum parlamentarischen Humbug — will sagen Handwerk gehört, könnten ja die lieben „Kriechthiere" so nebenbei und für eine kleine Extravergütung besorgen: es werden ja wohl auch Klapperschlangen darunter sein. Im übrigen wollte ich mit alledem nur bemerken, daß es dermalen in Deutschland keine Kleinigkeit ist, bei guter Laune zu sein, und zwar nicht nur für sich selber, sondern auch für andere. Wer das vermag, muß als ein öffentlicher Wohlthäter willkommen geheißen werden und als solchen begrüß' ich heute den Dichter des Romans in

Versen, betitelt „Ebenbürtig". Adolf Friedrich von Schack hat, wie Sie ja wissen, liebe Freundin, vollwichtigen Anspruch darauf, unter den besten Autornamen der Gegenwart mitgenannt zu werden. Abgesehen von allem anderen, schon darum, weil er die vom banausischen Specialitätenkram mehr und mehr überwucherte deutsche Universalität höchst ehrenhaft vertritt. Klassische Zeugnisse hierfür sind ja sein „Firdusi" und seine „Geschichte der dramatischen Literatur Spaniens", welche Leistungen zu den besten literarischen der letzten vierzig Jahre zu stellen ich keinen Augenblick zögere. Eben so reich und weltweit wie Schacks Wissen ist sein Schauen und Fühlen als Dichter. In der Lyrik, Epik und Dramatik hat er sich mit Glück versucht. Schildereien von einer Farbenglut, wie seine „Nächte des Orients" sie enthalten, hat unsere erzählende Poesie nicht eben übermäßig viele aufzuweisen. Als Lyriker huldigt Schack dem „altfränkischen" Grundsatz, daß Gedanken das Lied keineswegs beschweren, sondern zieren, und darum ist in der vielgestaltigen

Sammlung seiner lyrischen Gedichte ein Gedankenreichthum enthalten, wie er uns seit Rückert und Schefer kaum mehr geboten wurde. Seine Lieblingsform, den Roman in Versen, handhabt Schack mit Virtuosität. Schon zwei frühere Dichtungen dieser Art, „Lothar“ und „Durch alle Wetter“, bezeugten das, aber der neue, in prächtigen Achtzeilern geschriebene Roman „Ebenbürtig“ schlägt die beiden vorangegangenen. Eine Fabel voll prickelnder Schalkheit, vollendete Formsicherheit, ein müheloses Geströme und Gestrudel von Vers und Reim, ein von unerschöpflich guter Laune getragener Vortrag, eine mehr lachende als geißelnde Satire, das sind die Vorzüge dieser Dichtung, welche man mit wahrem Behagen von der ersten Zeile bis zur letzten genießt. Ich hoffe, auch die Standesgenossen des Dichters, die Herren von und zu, werden Humor genug besitzen, um diese lustige Verspottung der Ebenbürtigkeit sich gefallen zu lassen. Dem Aberglauben vom blauen Blut spielt freilich Schack, welcher ja überhaupt nicht zum Troß der Scheinliberalen

gehört, sondern ein wirklich freigesinnter Mann, ein rechter Freiherr ist, verteufelt mit. Der Fürst Friedrich, ein Urjunker aus Pommern, muß es erleben, daß seine Söhne Nikolaus, Max, Otto ganz aus der Sippe schlagen, Freidenker, Demokraten, Revoluzer werden und schauderhafte „Mesalliancen" schließen, der eine mit einem Bürger-, der andere mit einem Bauermädchen, der dritte mit einer Cirkustänzerin. Und die Töchter, hilf Himmel, machen es fast noch ärger: Aslauga heiratet einen simpeln Maler, Sieglind und Gertrud gehen gar mit zwei „ungetauften" Juden und Zukunftsmusikanten durch. Die ironische Krone aber setzt Schack seiner Dichtung auf, wenn schließlich der Urjunker und Fürst Friedrich selber missheiratet, nämlich die Gouvernante seiner Töchter. So lös't sich am Ende alles in Wohlgefallen auf und zwar auf dem Rigikulm, allwo der alte Herr seinen Söhnen und Töchtern sammt ihren Frauen, Männern und Kindern ein Stelldichein gegeben hat. Sieglind —

„Sieglind hebt an: Sei uns, o liebster, bester
Papa, und unsern Männern holdgesinnt!
Die Liebe war, die mir und meiner Schwester
Den Rechten zugeführt, diesmal nicht blind.
Und stolzer macht es uns, daß im Orchester
Die beiden wack're Musikanten sind,
Als wenn sie Fürsten wären. Hiermit führ' ich
Dir meinen zu; er ist Cellist in Zürich."

„Gertrude drauf: Zwar vom Israeliten
Durchaus nicht lassen will mein Levyson,
Er sagt, die Glaubenslehren seien Mythen
Und gleichviel tauge jede Religion;
Allein, drauf will ich eine Wette bieten,
Des allerchristlichsten Monarchen Sohn
Ist nicht so gut wie er, der demokrat'sche
Freigeist, noch solch ein Meister auf der Bratsche" . . .

Von einem noch frischen Grabe her, dem es an heißen Thränen nicht fehlte, kommt uns eine edle Gabe, ein Vermächtniß von Anastasius Grün. „In der Veranda" ist diese „dichterische Nachlese" betitelt und, noch von des Dichters eigener Hand vor seinem Heimgange zum Drucke geordnet, in der als mustergiltig anzuerkennenden Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" erschienen. Wir schlagen das zierliche

Büchlein auf und wie ein „Salve!“ begrüßt uns am Eingang die „Läuterung.“ —

„Wo war, wo ist, wo wird sie sein
Die Stunde, wahrem Glück erlesen?
Sie ist nicht und sie wird nicht sein,
Denn sie ist immer nur gewesen!
Wir mäkeln viel, bis sie entrinnt;
Sie däucht uns schön, wenn wir sie missen,
Und daß wir glücklich waren, wissen
Wir erst, wann wir es nimmer sind.

„Wo ist der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Tugendzierden adeln?
Steht er dir nah, noch so vollkommen,
Doch weißt du dies und das zu tadeln;
Erst wenn er schied und nimmer kehrt,
Erglänzen hell dir seine Gaben,
Und eines Menschen ganzen Werth
Zu kennen müßt ihr ihn begraben.

„Was lieb' dir, wird dir lieber sein,
Noch schmerzlich lieber durch die Ferne;
Blick auf! wie schlingt sie glänzend rein
Den goldnen Zauber um die Sterne!
Sie webt die blaue Schleierluft
Um des Gebirges schroffe Zinnen,
Daß eingehüllt in weichen Duft
Die Härten des Gesteins zerrinnen.

„Blick nieder, wo von ihrem Gruß
Die Friedhofshügel wogend schwellen,

Des dunkeln Stromes grüne Wellen,
Der so viel Liebes scheiden muß!
Sie spülen Makel weg und Fehle, —
Und wie ein Schwan beim Wellenschein
Im Drüberflug ahnt deine Seele:
Hier bad' ich einst den Fittich rein."

Wie wahr, wie vertraut, wie schön das ist! Da sehen wir wieder einmal deutlich, daß ein echter Dichter nicht zu raffiniren, nicht auf die Sensationssuche, nicht auf die Problemejagd zu gehen braucht, um Menschenherzen zu bewegen, zu erregen oder zu beruhigen. Der einfachste Gedanke genügt ihm. Aber er sieht denselben mit seinen Augen an und unter diesem Blicke verwandelt sich das Altbekannte in ein überraschend neues und schönes Bild. Wenn wir von dem dichterischen Gehalt von Grüns Vermächtniß ganz absehen wollten, müßte uns dasselbe schon darum theuer sein, weil es in das wüste Gebell und Gegell der wilden Jagd des Materialismus unserer Tage wie ein voller Harfenton des idealistischen Glaubens hereinklingt. Durchweg haben wir „In der Veranda" auch das wohlthuende Gefühl, daß uns hier keine

poetischen Stilübungen geboten werden, sondern die Herzenslaute und Brusttöne eines Dichters, welcher einer der besten Männer unserer Zeit gewesen ist. Ja, in dieser Zeit, wo die schamloseste Apostasie und das frechste Renegatenthum für „realpolitische" Tugenden ausgeschrieen werden, hat der Graf Auersperg unwankbar treu an der Fahne gehalten, welche so viele Plebejer verrathen und verkauft haben. Und wie war er deutsch in jeder Faser und Fieber! Alles gute und beste, was Deutsch-Oestreich fühlt und sinnt, die ganze Gegenwarttrauer und alle Zukunfthoffnung der Deutschen in Oestreich hat in Grüns poetischem Testamente Gestalt und Stimme gefunden.

Wenn in den Dichtungen dieses Oestreichers stets die großen Fragen der Zeit den Hintergrund bilden, so läßt sich dagegen in den „Melodieen" des Rheinschwaben Ludwig Eichrodt die alte und immerjunge deutsche Liederlust so zu sagen ganz voraussetzungslos gehen. Das schmucke Buch enthält die Ernte einer Liedersaat von 25 Jahren, eine ährenschwere Liedergarbe, in welche man nur

auf's Gerathewohl hineinzugreifen braucht, um Wohlgefälliges zu fassen. Eichrodt strebt mit Bewusstsein, wie das Vorwort ausweis't, nach der Unmittelbarkeit des Liedes und er hat sie auch häufig erreicht. Er dichtet „wie der Vogel singt". Lieder wie das fröhliche „O Heimat am Rhein, alemannisches Land" — oder das elegische „Orions Sternbild kommt gezogen" — athmen die volle Ursprünglichkeit des echten Liedes, das elementarisch Quillende, welches dem Worte schon unwillkürlich die Melodie gesellt. Wie gern ich aber Eichrodt als echten Liedersänger anerkenne, so will mir doch scheinen, daß er als Parodist und Travestirer noch bedeutender sei. Die Sammlungen seiner Parodieen und Travestieen („Lyrische Karikaturen" — und „Lyrischer Kehraus") sind unseren Zeitgenossen, welche ja nahe daran sind, das Lachen ganz zu verlernen, nicht genug zu empfehlen. Er ist ein feiner Spürer im Auffinden des Lächerlichen und nie Meister im veranschaulichen desselben. Dabei keineswegs boshaft und giftig, son=dern gutmüthig und harmlos wie sein berühmter

Gottlieb Biedermaier und sein kaum minder berühmter Horatius Treuherz. Eichrodt sollte die Naturgeschichte des deutschen Philisters schreiben. Daß dies ein klassisches Buch werden müsste, verbürgen schon die zwei Strophen seines „Letzenburger Nationalliedes" vom Jahre 1866: —

„Ich sag' nicht so und sag' nicht so,
Denn wenn ich so sagt oder so,
So könnt' man später sagen,
Ich hätt' so oder so gesagt,
Und packte mich, Gott sei's geklagt,
Beim Kragen.

„Drum sag' ich weder so noch so,
Brennt auch die Frage lichterloh.
Bin nicht französisch, nicht holländ'sch,
Geschweige deutsch, ich bin ein — Mensch,
Dazu ein durch und durcher
Geborner Letzenburcher."

Sie schrieben mir neulich, liebe Freundin, beim lesen mancher Hervorbringungen unserer derzeitigen Novellistik käme Ihnen mitunter vor, als wären Sie „eine vierzehnjährige Tochter gebildeter Stände." Verstand ich Sie recht, so wollten Sie damit sagen, unsere Novellisten und

Novellistinnen gingen der Mehrzahl nach darauf aus, die Backfischliteratur zu kultiviren. Nun ist es allerdings wahr, die Ueberführung der drei englischen Götzinnen „Delicacy“, „Fashion“, und „Respectability“ in den deutschen Roman ist glücklich zuwegegebracht, und wie sehr es diesen Importirten gelungen ist, in den „gebildeten Ständen“ unseres Landes allen Sinn für Natur, Originalität und Genialität auszutreiben, das hat unlängst die Simplicissimus-Episode in den Verhandlungen des preußischen Landtags barbarisch erwiesen. Wie haben sich bei dieser Gelegenheit die Herren der „gebildeten Stände“ blamirt! Am ärgsten ein berühmter Professor der Naturwissenschaft, welcher aus dem Simplicissimus lernen könnte, daß es zwischen Himmel und Erde doch auch noch etliche andere Dinge gäbe als das Skalpell, das Mikroskop und die Retorte. Wäre es denkbar, daß in einer französischen Nationalversammlung vom Rabelais oder Montaigne so stupid gesprochen würde, wie im preußischen Parlamente von unserem prächtigen

Grimmelshausen gesprochen worden ist? Gewiß nicht! Und doch glaubt jeder richtige deutsche Hochschulmeister vom hohen Kameel seines Dünkels auf die „unwissenden“ Franzosen mitleidig herabsehen zu müssen. Wir werden es noch erleben, daß in Berlin oder Leipzig ein ästhetisches Ketzergericht über Göthe's Wilhelm Meister abgehalten wird; denn freilich unter die jetzo modische Schablone der höheren Langweilerei und tieferen Scheinheiligkeit, der ausgebeinten Vor=, Um= und Rücksichtsnahme, und der hohlpathetischen Teutschdümmelei passt dieser Meisterroman auch nicht. Dank den Göttern, gibt es in Deutschland noch Erzähler und Erzählerinnen, welche die herrschende novellistische Konvenienz für das nehmen, was sie ist, für das Feigenblatt der Impotenz, und welche den Muth haben, auf die kritischen Orakeldämpfe der leipziger und berliner Theekessel gar keine Rücksicht zu nehmen. Da ist z. B. Erwin Schlieben, in dessen „Judenschloß“ ich Sie führen möchte, liebe Freundin. Ich bin überzeugt, Sie werden das dreistöckige, will sagen dreibändige

Bauwerk theilnahmevoll durchwandeln. Hier ist ein leibhaftes Stück Gegenwart, keck, fest und sicher aus dem Leben herausgegriffen und resolut vor uns hingestellt. Keine Schönfärberei, kein Verdüfteln und Vertuschen. Der Geldteufel unserer Tage geht zwar nicht brüllend, wohl aber kalkulirend um in diesem packenden Zeitbild, zu suchen, wen er verschlinge. Der Vortrag der spannenden Fabel ist außerordentlich frisch, das Pathos echt, der Humor drastisch, mitunter etwas zu zerrbildnerisch; aber freilich, der Dichter kann nichts dafür, daß so viele Zerrbilder in der Gegenwart herumlaufen. Warum das „Judenschloß" todtgeschwiegen wurde? Ei, das kann Sie wundernehmen? Es ist ja darin weder der Juden- noch der Christenheit geschmeichelt. Auch der Journalistik nicht. Aber lesen Sie ja das Buch! Sie als eine gesunde, wissende und ehrliche Leserin werden ihre Freude daran haben. Mir haben Sie Freude bereitet dadurch, daß Sie das kleine Skizzenbuch von Ada Christen, „Aus dem Leben" überschrieben, so liebgewonnen haben. Auf diesen

198 Seiten ist in der That mehr Poesie zu finden als in vielen vielbändigen und vielgepriegepriesenen Romanen. Die Eigenart der Verfasserin geht ganz gegen den Strich des Herkömmlichen, insofern sie gar nicht daran denkt, der konventionellen Anschauungs- und Denkweise sich anzubequemen. Sie wandert abseits der novellistischen Heerstraße, bricht sich Bahn mit der Kraft eines Mannes, bewegt sich aber dabei mit der Anmuth des Weibes. Scharfumrissen, greifbar anschaulich, in der Vollbeleuchtung der Lebenswahrheit leben und handeln ihre Figuren vor unsern Augen. Wenn sie sprechen, glauben wir ihre Stimmen zu hören. Es sind nur kleine Werktagsgeschichten, welche die Verfasserin skizzirt; aber diese anspruchslosen Skizzen eröffnen uns einen Ausblick auf die Höhen und einen Einblick in die Tiefen des Daseins. Auch liegt darauf ein Abglanz vom Sonntagssonnensein der Poesie, welcher wohl empfunden, aber nicht beschrieben werden kann... Doch genug und übergenug für heute. Selbst Ihre Geduld, liebe Freundin,

hat ja ihre Gränzen und ich fürchte sehr, Sie möchten finden, daß ich diesmal den dritten Paragraph von Dr. Martin Luthers kurzgefaßter Anleitung zur Beredsamkeit („Tritt fest auf, thu' das Maul auf, hör' bald auf!") allzuwenig beachtet hätte.

Nachschrift. Es geschieht Ihnen ganz recht, wenn ich Sie noch nachschriftlich behellige. Sie wollen ja Ihrem so eben angelangten Briefe zufolge schlechterdings wissen, was ich „von dem wunderlichen Gebaren des alten Carlyle in Sachen der Tagesfrage hielte." Da haben Sie es!

Burgen- und Klösterruinen können unter Umständen recht hübsch sein und wahre Zierden einer Landschaft abgeben. Mit Menschenruinen verhält es sich anders. Im günstigsten Falle sieht man sie mit Mitleid an. Wenn sie aber den Anspruch erheben, noch etwas rechtes und ganzes zu sein, so erregen sie nur Widerwillen. Ihnen ziemt Resignation und Schweigen. Wollen sie im hellen Lichte des Tages mitreden und mithandeln, so

werden sie lächerlich. Alles hat seine Zeit, das Reden und das Verstummen. Der süßen oder sauren Gewohnheit des Sprechens oder Schreibens zur richtigen Zeit entsagen, heißt gegenüber dem Publikum als Mensch von Geschmack und Lebensart sich erweisen. Die geistige Zeugungskraft des Mannes erlischt in der Regel mit der physischen. Ausnahmen gibt es, aber sehr wenige. Selbst einem Göthe kann man Altersschwächen, wie gar viele im zweiten Theil vom Faust uns angähnen, eben nur nachsehen. Mitunter sind schriftstellerische Altersschwächen geradezu Alterssünden, unverzeihliche noch dazu.

Da ist die Ruine Thomas Carlyle. Eine verehrungswürdige Ruine ohne Zweifel, so sie sich in Nr. 5 Cheyne-Row, Chelsea, London stillhielte. Da sie aber noch mitreden will, so muß sie sich auch gefallen lassen, daß man ihr antwortet, und ich fürchte sehr, die Antwort könne nicht übertrieben höflich ausfallen.

Carlyle hat Geisteszeugungen aufzuweisen, auf welche jeder Mann von Genius stolz sein

dürfte. „The french revolution“, die Sammlung der „Critical and miscellaneous essays“ und der „Oliver Cromwell“ bezeichnen die Höhepunkte seiner schriftstellerischen Laufbahn. Dann ging es bergab. In den „Lectures on heroes“ erschien der gesunde Menschenverstand schon sehr angekränkelt und war an die Stelle geschichtlicher Wahrheit und Gerechtigkeit bereits die geniale Marotte getreten. Der carlyle'sche sogenannte „Heldenkult“ (hero-worship) sah der Anbetung brutaler Gewalt denn doch zum verwechseln ähnlich. Die Marotte wurde dann zu der fürchterlich viel- und dickbändigen „History of Frederik the Great“ ausgesponnen. Wer sich wie ich rühmen kann, diese Walpurgisnacht von Buch von A bis Z durchgelesen zu haben, darf sich an Geduld jedem Heiligen der christlichen Martyrologie gleichstellen. Wer sich aber rühmen kann, dieses Buch verfasst zu haben, hat sicherlich dermalen an Sitzfleisch seinesgleichen nicht auf Erden und darum den königlich-preußischen „Pour le mérite“ redlichst ersessen. Wenn man der

psallirenden Verhimmelung Friedrichs durch Carlyle vom Anfang bis zum Ende mit gehöriger Andacht folgt, so hat man zuletzt das Gefühl, der aufgeklärte Despot und kynische Stockskepterträger sei eigentlich ein himmelblaues Lämmerschwänzchen gewesen, fehl- und schuldlos, auch geschlechtslos, kurz ein Engel, ein Erzengel aus dem ff. Stellenweise fehlt es dem barock durcheinander geworfelten und gewursteten Werke keineswegs an genialen Blicken und Blitzen, aber das ist eine Genialität, wie sie auch in Irrenhäusern vorkommt.

Die russophilen Lorbeern, welche sich Mr. Gladstone, dieser cantor cantorum — (nicht vom lat. canere. sondern vom englischen „cant“ herzuleiten) — unlängst erworben, scheinen den Schlaf in Nr. 5 Cheyne-Row-Chelsea gestört zu haben. Oder auch hat der gute Carlyle die groteske Komik der Scene in der londoner Guildhall, allwo der alte Clown D'Israeli den britischen Dreizack schwang, für Ernst, Pathos und Tragik angesehen. Demzufolge hing er die „Helden-

anbetung“ einstweilen an den Nagel und verlegte sich auf die Russenanbetung. Er setzte sich am 24. November hin und adressirte an seinen „Dear Howard“ einen Schreibebrief, worin es von Carlyleismen und sonstigen Raritäten wimmelt. Die argverknotete orientalische Frage wird da kurzweg gelös't. Das Ding ist ja so einfach: „Vollständige und alsbaldige Vertreibung der Türken aus Europa!“ orakelt unser Druide von Cheyne-Row. Die Frage: Wohin mit den zu Vertreibenden? kümmert ihn gar nicht. Nur fort mit ihnen! Sie sollen „ihr Angesicht nach Osten wenden“! Punktum. Die „friedlichen mongolischen Bewohner“ der Türkei dürften dagegen in Europa bleiben und „würden natürlich in Ruhe gelassen“. Wer aber diese friedlichen mongolischen Einwohner eigentlich seien, das wissen weder Menschen noch Götter, das weiß nur Carlyle. Wenigstens sollte er es wissen, falls er nicht in den Verdacht kommen will, mit Bewusstsein eine pure blanke Faselei niedergeschrieben zu haben. Im übrigen wird die Türkei ganz nett und sauber zwischen

Russland und Oestreich aufgetheilt, basta! Oestreich muß ja doch mehr und mehr ein „slavisches und magyarisches Reich werden“ — da klingt einem wahrhaftig der schöne Reim aus dem „Buch des tieferen Blödsinns“ in den Ohren: „Wenn das Feuer mit dem Wasser, König Saul und Salmanasser die Vermählungspolka tanzt“ — also ein magyarisches und slavisches Reich muß Oestreich werden und bei dieser Gelegenheit schlagen sich „die neun Millionen Deutschöstreicher zu ihren Landsleuten im großen deutschen Reiche“. Keine Hexerei, bloße Geschwindigkeit! Selbstverständlich hat der Car einen „gerechten Anspruch auf Gebietserwerb“ in der von ihm „befreiten“ Türkei und Carlyle ist augenscheinlich der Meinung, daß Europa gutthäte, sich ebenfalls durch den Caren „befreien“ zu lassen, von „Wahlurnen“, „Freiheit“ und dergleichen unpraktischen Dingen mehr, die sich nicht mit dem „Talent des Gehorsams“, mit der „schweigenden Befolgung gegebener Befehle“ vertragen, um welcher Tugenden willen Carlyle die Russen als einen „edlen

Bestandtheil" Europa's preis't und verherrlicht. Das Zukunftsideal heißt also Russificirung. Kinder und Narren sagen, was sie denken. Unser Russennarr in Cheyne-Row ist aufrichtiger, als die berliner Russen es wünschen können. Sie haben daher dem Propheten des Carismus ein sauersüßes Gesicht gemacht. Man muß denn doch nicht gerade alles ausplaudern. Im übrigen sind besagte berliner Russen, in deren Phalanx ja auch die dortigen Herren Nationalliberalen — wahrscheinlich, um ihre „Regierungsfähigkeit" ganz unzweifelhaft darzuthun — mit Beeiferung sich eingereiht haben, in ihrer Art ehrliche Leute. Sie sagen und wollen, was Europa denkt und geschehen läßt. Die Vergangenheit zeigt, daß das Slaventhum seinen bislang vollzogenen Vormarsch weit weniger der russischen Kraft als der europäischen Schwäche zu verdanken hatte, und so wird es auch in der Zukunft sein. Russland braucht bloß die Feigheit Europa's fernerweit so klug auszunützen, wie es stets gethan, um der Erreichung seiner Endabsicht sicher zu sein. Wozu

wären weltgeschichtliche Dummheiten, so man sie nicht verübte? Germanen und Romanen werden erst dann gegen die Slaverei zusammenstehen, wann es zu spät.

Lachen Sie meiner „Schwarzsichtigkeit“? Je nun, seine Landsleute und Zeitgenossen haben den guten Horaz, als er ihnen sein schwarzsichtiges

„Barbarus heu! cineres insistet victor et urbem
Eques sonante verberabit ungula“ —

warnend zurief, gewiß auch ausgelacht. Den Enkeln aber, welche das Seherwort erfüllt sehen mußten, ist das Lachen vergangen, gründlich!

---

## 3.

Neujahr 1877.

Sie sind aber mitunter auch gar zu kritlich, Verehrteste! So kritlich, daß mir der Verdacht aufsteigt, sie müßten mit der bösen alten Jungfer, von welcher ich Ihnen neulich schrieb, in intimer

Beziehung stehen. Auch muß ich Sie bitten, fürohin vorsichtiger zu reden, als Sie in Ihrer letzten Epistel geredet haben: Sie wissen doch, wie es unter Umständen mit dem Briefgeheimniß im lieben deutschen Reiche gehalten wird. Endlich sollten Sie, die Sie ja eine Wissende sind, die Sachen nicht so tragisch nehmen, wie Sie thun. Wem es gegeben ist, in der Aetherluft des Humors zu athmen, der braucht über all das Gerappel, Getrappel und Gezappel da unten nicht mehr zu weinen, sondern nur noch zu lachen. Wir wissen ja, daß nach einer Weile — und sei die Weile noch so langweilig — der ganze Erdenrummel als das „leere Schaugepränge", was er ist, „verblassen und spurlos verschwinden wird." Wozu also der Jammer „um Hekuba"?

Aber ihr Frauenzimmer nehmt alles zu leidenschaftlich und so zu sagen persönlichst. Kein Astraktionsvermögen, keine Objektivität in euch, wohl aber ein nicht zu billigender Eigensinn, die Dinge zu sehen, wie sie sind; nicht, wie sie vom Auge des alleweil beschränkten königlich preußischen

Unterthanenverstandes von rechtswegen gesehen werden sollen, dürfen und müssen. Und doch leben Sie in Berlin, von wo das Evangelium der „objektiven“ Historik in die Welt ausgegangen, in Berlin, wo die von aller Principhaftigkeit reindestillirten Realpolitiker zu Dutzenden herumlaufen und staatsmännisch-vornehme Kühle aus jedem Weißbierglase zu schöpfen ist. Profitiren Sie doch, ich bitte Sie, mehr von der Atmosphäre und Temperatur, in welcher Sie athmen.

Die Rücksicht auf die bekannte „Objektivität“ gewisser Staatsanwaltschaften und auf die über jeden Zweifel erhabene „Unabhängigkeit“ gewisser Gerichtshöfe verbietet mir, selbst nur andeutungsweise zu wiederholen, was Sie mir über den Ausgang des vorjährigen Reichstags, über die „Justizgesetzeschacherei“ und über die bei dieser Gelegenheit wieder so glänzend ob dem Reiche aufgegangene Staatsmännischkeit der „Herren vom Nationalkautschuk“ geschrieben haben. Liebste, Beste, wie können Sie mich mit solchen Ausdrücken betrüben oder gar kompromittiren? Haben Sie denn

gar keine Ahnung davon, daß das „Kleinod der Rechtseinheit“ selbst mit dem Opfer des Rechtes keineswegs zu theuer erkauft sein würde? Ihr Damen, die ihr alljährlich wenigstens einmal radikal mit den Moden zu wechseln pflegt, heute in Wurstdärmen und morgen vielleicht wieder in Ballons einhergeht, ihr habt leider auch keine Ahnung von „organischer Fortbildung“ und vermögt daher gesetzgeberische Meisterstücke wie z. B. die organische Fortbildung der altehrwürdigen Folter zum zeitgemäßen Zeugnißzwange nicht zu würdigen. Wir haben jetzt, gottlob, die allerdings etwas löcherige und schlotterige papierene Rechtseinheit — in Mecklenburg gilt sie natürlich nicht — wie wir die goldene, silberne und papierene Münzeinheit haben. Die letztere, es ist wahr, bereitet uns im Auslande überall nur Verlegenheiten und Verluste. Aber was hat das zu sagen? Wir sind ein großes Volk, wir, und müssen als solches etwas besonderes haben, wär' es auch nur eine besondere Dummheit. Zudem werden die Herren Geldkipper diese Dummheit keineswegs

dumm, sondern im Gegentheil sehr gescheid finden und die Vortheile, welche ihnen davon abfallen, patriotisch in die Tasche stecken. Die Geschichte des deutschen Kriegsanleihens von 1870 und die Thatsache, daß es damals Kipperfirmen in Deutschland gab, welche zwar nicht für das deutsche, wohl aber für das französische Kriegsanleihen Beiträge zeichneten und bereithatten, sie kennzeichnen den Patriotismus einer Kipperei, welche jetzt mit patentirtem Deutschthum und polizeilich erlaubtem Liberalismus großmäulig staatmacht.

Zu meinem nicht geringen Leidwesen zeigt mir auch Ihr letzter Brief wieder, daß Sie, verehrungs- und liebenswürdige Freundin, allen den Privatissimis zum Trotz, welche ich Ihnen schon darüber gelesen, von dem wahren und wirklichen Wesen unseres gesegneten neuen deutschen Reiches noch immer keine klare Vorstellung haben. Lassen Sie sich daher sagen: es ist ein rares Ding; wenn nicht ein Kunstwerk, so doch eine Künstlichkeit ersten Ranges. Man wird mal in Zukunftstagen diese unsere Reichsverfassung

in Naturalienkabinetten in Spiritus gesetzt als eine staunenswerthe Kuriosität aufzeigen, so zu sagen als ein Geschichtsspiel, wenn Sie mir erlauben, dieses Wort nach der Analogie von Naturspiel zu bilden. Uebrigens ist das Phänomen, genau angesehen, nur der liebe alte wohlbekannte absolutistisch-bureaukratische Zopf, in ein konstitutionell-parlamentarisches Futteral gesteckt. Aber wie kunstvoll ist das letztere bemalt und lackirt! So, daß es da und dort sogar ins Demokratische schimmert: — allgemeines Wahlrecht und direkte Wahlart, horrend, ganz horrend! Gut, daß sothaner revolutionärer Sündflut ein starker Damm gesetzt ist dadurch, daß am Ende aller Enden der Insasse des Futterals doch immer wieder das bekannte unbestrittene und unbestreitbare: „Sic volo, sic jubeo! Redet, was ihr wollt, und beschließt, was ihr müßt!“ zu vernehmen gibt.

So ist's recht. Der weiland hochehrwürdige Doktor Luther hat in der Inbrunst seiner christlichen Liebe gesagt: „Der gemeine Mann muß

mit Bürden beladen sein; sonst wird er zu muthwillig.“ Der unbeschränkte Regierungsverstand seinerseits sagt: Man muß dem Nationalkautschuk von Zeit zu Zeit bemerkbar machen, daß sein Wesen in der Dehnbarkeit bestehe und daß er sich recken und strecken oder auch zusammenziehen müsse, wie es einem höheren Willen beliebt; sonst wird er zu üppig und hält seine Phrasen alles Ernstes für Thaten, was mutatis mutandis, ungefähr soviel wäre, wie wenn das Lumpenpapier, auf welchem Geschichte geschrieben wird, sich einbildete, es machte Geschichte.

Als der Hof- und Weltmann, der er ist, hält aber der besagte Unbeschränkte viel vom Dekorum und zur Wahrung desselben werden neben den zahllosen militärischen Paraden alljährlich auch etliche parlamentarische abgehalten, damit der wohlkonditionirte Reichsbürger doch auch was vom Reiche habe. Hierbei nun, und namentlich wann so eine Parade zu jener Evolution gelangt, welche man „Zweite Lesung“ benamset, zeigt sich der richtige reisige Reichsritter vom Kautschuk in

seiner ganzen Größe und Pracht. Hei, wie er in der Stahlrüstung seiner Beweisgründe, förmlich klingelnd von Freisinn, Mannesmuth und sittlichem Pathos, in den Sattel seines Rederosses springt und die Lanze der Dialektik schwingt! Was für ein Kurbettiren, Galoppiren, Einschwenken, Einhauen! Er wirft alles vor sich nieder. Und nicht nur das. Er weiß seinen Rosinante so überzeugend zu tummeln, daß das liberale Gewieher desselben sogar die Herzen von „Reichsfeinden" sympatisch stimmt und sie in dasselbe miteinstimmen. Da plötzlich, horch, vom hohen Olymp herab ein Donnerschlag: „Unannehmbar!" Unheiliger Ovid, wie schade, daß du nicht mehr lebst, um die jetzo sich bewerkstelligende Metamorphose zu schildern. Im Handumdrehen nämlich wird mein triumphirender Held vom Kautschuk zum Ritter von der traurigsten Gestalt und sein stolzer Rosinante zur lendenlahmen Schindmähre. Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick ist der traurige Ritter ganz dumm und perplex. Schon aber ist die rettende Krisis da. Der Kom=

promißschweiß bricht ihm aus allen Poren und „zur größeren Ehre des Reiches" nimmt er das Kreuz „patriotischer Resignation" auf sich und schleppt es „realpolitisch", bis eine beliebige anderweitige „Zweite Lesung" ihm abermalen Veranlassung gibt, wiederum im Vollglanze der Kautschukigkeit zu paradiren und heute mannesmuthig gegen das zu stimmen, wofür er gestern mannesmuthig gerednert hatte. Und warum sollte er nicht? Was Ueberzeugungstreue, Charakterstärke und Konsequenz! Das sind in der Politik nicht nur überflüssige, sondern auch geradezu schädliche Dinge, von welchen überhaupt nur noch zwischen zwei so altmodischen Menschen, wie wir beide sind, die Rede sein kann. Im Wörterbuche des Nationalkautschuks sind diese und alle ähnlichen Idealitäten längst gestrichen und durch das *eine*, alles in sich begreifende Wort „Opportunität" ersetzt. Außerdem müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß jedes Volk nicht nur *die* Regierung hat, welche es verdient, sondern auch *die* Vertretung, welche seiner

Einsicht, seiner Bildung und seiner Willenskraft entspricht.

Alte Geschichten! werden Sie achselzuckend sagen, liebe Freundin. Aber was ist denn überhaupt neu unter der Sonne? Was wäre in dieser oder jener Form nicht schon einmal dagewesen? Die darwin'sche Hypothese ist auch nur ein altes Buch in neuem Einband. Der ganze Feuerbach steckte schon in dem Satze Schillers: „In seinen Göttern malt sich der Mensch" — und dieser schiller'sche Satz wiederum war nur die vornehme Umschreibung des altvulgären „Wie der Mensch, so sein Gott". Die wechselnde Mode der Jahrhunderte setzt dem Menschen verschieden geschnittene und gefärbte Narrenkappen auf, allein der Narr unter der Kappe ist und bleibt im Grunde stets derselbe. Ein Glück noch, wenn er wenigstens kein bösartiger ist. So man jedoch die Summe der großen Narrenhauschronik, genannt Weltgeschichte, zieht, wird, fürcht' ich, das Facit sein, daß die Zahl der bösartigen Narren die der harmlosen weit übersteigt. Schon

im alten Aegypten war es so, wie uns der antiquarische Roman „Uarda“ von Georg Ebers sehr lehrreich und unterhaltlich zeigt. Der Verfasser ist ganz daheim in der Pharaonenstadt Theben, wie sie zur Zeit des zweiten Ramses, also im 14. Jahrhundert vor Christus war. Sie wissen, ich bin sonst den antiquarischen Romanen nicht eben grün, aber die „Uarda“ hab' ich vom ersten Kapitel des ersten Bandes bis zum letzten des dritten mit nicht ermattendem Interesse gelesen. Der Aegyptolog und der Poet halten darin einander das Gleichgewicht. Die Ergebnisse archäologischer Forschung sind in dem Buche nicht sammelsurisch aufgereiht, sondern dichterisch verwerthet. Die Fabel ist geschickt angelegt, die Handlung wird mit einlässlicher Motivirung, aber energisch weitergeleitet und hinterlässt einen bleibenden Eindruck. Wir gewinnen eine steigende Theilnahme für die Menschen, welche uns der Dichter vorführt, sogar für die Hexe Hekt — vielleicht für diese darum, weil sie trotz ihrer ägyptischen Toilette auf und eben einer guten alten

Bekannten gleichsieht, der Meg Merrilies in Scotts Astrologen, von welcher ja bekanntlich schon eine ganze Schar von herlichen Frauenzimmern herkommt und zwar in direkter Abstammung. Der Verfasser gibt in der Vorrede die bestimmte Versicherung, daß Zeichnung und Kolorit seines Werkes echt altägyptisch seien, fügt aber hinzu: „Von den Aeußerungen des Gemüthslebens läßt sich das Gleiche nicht behaupten und hier wird mancher Anachronismus mitunterlaufen, wird vieles modern erscheinen und die Färbung unserer christlichen Empfindungsweise zeigen.“ Dieses Zugeständniß ist ganz ehrenwerth, scheint mir aber überflüssig. Denn daß das Christenthum das „Gemüthsleben“ des Menschen von Grund aus verändert habe, ist ja nur eine Fabel. Die sogenannten Christen sind Menschen oder Unmenschen, gerade wie es die sogenannten Heiden waren. Menschen oder Unmenschen sind aber, von dem Wechsel der Zeitformen und Zeitfarben abgesehen, noch heute genau dieselben, welche sie waren, sobald sie einmal in den Kreis der Civi-

lisation eingetreten. Die Aegypter zur Ramessidenzeit waren notorisch ein hochcivilisirtes Volk. Warum sie also viel anders gefühlt, gedacht, geliebt und gehasst haben sollten als wir, ist nicht abzusehen. Die christliche Theologie und Philosophie ist ja im Wesentlichen noch heute nicht über die altägyptische hinausgekommen und die christlich-katholische Kirche und Klerisei muß, wenn sie ehrlich sein will, in der altägyptischen ihr Muster und Vorbild anerkennen. Auch der katholische Kultus ist altägyptischen Ursprungs. Wenn uns daher Ebers in das Setihaus, ein altägyptisches Kloster, führt, so gemahnt uns das alles an eine katholische mit einem Seminar verbundene Prälatur. Ob freilich ein ägyptischer Priester-Arzt schon vor zweiunddreißig Jahrhunderten Vivisektion getrieben habe, wie Ebers seinen Nebsecht thun lässt, das scheint mir sehr fragwürdig und kommt mir viel anachronistischer vor, als wenn der Verfasser seine alten Aegypter und Aegypterinnen arbeiten und müssiggehen, darben und schwelgen, raffen und vergeuden, spekuliren,

politisiren, tyrannisiren und intrikiren, sündigen und büßen, sich lieben, sich hassen, sich quälen und morden lässt, so daß wir schließlich sagen: „Tout comme chez nous". Nun hör' ich Sie kichern: „Wirklich alles? Sollte es denn zur Pharaonenzeit auch schon ein Ding wie Nationalkautschuk gegeben haben?" Allerdings, Verehrteste. Der treffliche Verfasser von „Uarda" führt uns einen Professor am Seti-Kollegium vor, welcher Pentaur geheißen und auch Poet ist. Da haben Sie den altägyptischen Nationalliberalen auf und eben, einen Professor, der so schönreduert, daß er sich im deutschen Reichstagssale hören lassen könnte, wann ein Akt der Kulturkampfskomödie in Scene geht. Der Oberprophet des Seti-Klosters, Ameni, bringt als der altägyptische Jesuitengeneral, der er ist, auch ein recht hübsches Stück „Kulturkampf" zuwege. Denn wie sagt Wolfgang der Einzige?

„Die Priester vor so vielen Jahren
Waren, wie sie immer waren."

Schade übrigens, daß zur Zeit des großen Ramses der Altkatholicismus noch nicht erfunden

war. Pentaur hätte einen vortrefflichen altkatholischen Bischof abgegeben. In unserem Roman liberalisirt er sich zum Gemahl der schönen und tugendsamen Prinzessin Bent-Anat hinauf. Soweit hat es meines Wissens bei uns noch kein nationalliberaler Literat oder Professor gebracht, kautschuklichster Dehnbarkeit und Anschmiegerlichkeit ungeachtet. Uebrigens hat Ebers Vorsorge getragen, hochadeligen Leserinnen allen Aerger über die Missheirath der Prinzessin Bent-Anat zu ersparen, indem er schließlich seinen Pentaur auch noch zu einem geborenen Prinzen macht.

---

4.

Lichtmeß 1877.

Sie sagen mir, liebe Freundin, die Kenntnißnahme von den drei Büchern „Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin“ von O. Glogau, „Dr. Stroußbergs Leben und Wirken“ und „Die politischen Gründer oder die Korruption in Deutsch-

land“ von R. Meyer — hätte Sie recht traurig gestimmt. Wie sollte und könnte es auch anders sein? Ich, der ich Sie so lange kenne, daß Sie mir eine liebe, nein, die liebste alte Freundin sind — Sie wissen wohl, jener alte Rey Alfonso von Kastilien hielt was auf alte Weine, alte Bücher und alte Freunde und ich halt' es mit ihm — ja, ich kann Sie verstehen, wenn Sie schmerzlich ausrufen: „Also das wäre des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit?“

Der ekelhafte Byzantismus, welcher unsere Literatur und Publicistik dermalen verstänkert und vor Entzücken außer sich geräth, so ihm gegönnt ist, im umständlichsten Kurialstil zu beschreiben, wie einem Prinzen ein Orden umgehängt oder wie eine Prinzessin begraben wird, als handelte es sich um nationale Haupt- und Staatsaktionen, dieser Byzantismus ist freilich leicht fertig mit Enthüllungen, wie die in Rede stehenden Schriften sie geben oder zu geben beanspruchen. Er spricht ex cathedra von „Schandbüchern“ und hält damit die Sache für abgemacht. Aber

sie ist es nicht. Auch nur rein symptomatisch genommen, müssen Schriften wie die drei genannten jeden denkenden Deutschen höchlich interessiren und betrüben. Denn wo solche Miasmen aufsteigen, da muß schlechterdings viel Fäulniß vorhanden sein. Die Gründer und Schwindler und ihre Helfer und Hehler haben zwar aus Leibeskräften gearbeitet, die Fäulniß zuzuschaufeln, indem sie das Stichwort vom „Verleumdungsschwindel" ausgaben, aber sie wurden alltäglich und allstündlich von allen den Thatsachen unseres volkswirthschaftlichen Elends so unsanft lügengestraft, daß die Verschmiererei und Schönfärberei denn doch allmälig aufgehört hat.

Sie meinen, liebe Freundin, es dürfte dereinst eine Zeit kommen, wo an gewisse Leute die Frage erginge: „Was habt ihr aus Deutschland, aus dem Deutschland, welches einen unerhört kriegerischen und diplomatischen Erfolg und 5 Milliarden heimgebracht, was habt ihr aus ihm gemacht?" Möglich, daß Sie rechthaben. Aber ach, meine

Beste, derartige Fragen kommen gewöhnlich zu spät, um nicht zu sagen immer.

Wenn Sie mich weiterhin fragen, was wohl in den drei Büchern buchstäblich wahr, was entstellt oder übertrieben, was irrthümlich oder ganz falsch sei, so bin ich überfragt. Denn ich besitze ja schlechterdings nicht die Mittel, diese Bücher auf ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen und weiß nur, daß, was namentlich die Schrift von Glagau betrifft, die Angaben derselben nirgends wiederlegt worden sind. Wahrhaft verblüffend hat auf mich die Keckheit gewirkt, womit in dem Buche von R. Meyer gegen den Reichskanzler vorgegangen wird. Wie ist mir doch? War denn dieser Herr Meyer nicht der Vertraute des Geheimraths Wagener und war dieser Herr nicht der geheime Rath Bismarcks? Und nun vertheidigt Herr Meyer seinen Patron Wagener, der ja nur ein „Gründer-Dilettant" sei, und greift zugleich den Patron seines Patrons auf's heftigste an. Was soll man davon halten? Jedenfalls, daß man rußige Töpfe nicht berühren könne, ohne sich die

Hände zu beschmutzen. In dem meyer'schen „Schandbuch" fand ich übrigens einen dunkeln Punkt wieder berührt, der mir früher und anderswo schon sehr missfällig zu Gesichte gekommen war. Nämlich in Jules Favre's „Gouvernement de la défense nationale" (III, 96—97) und in Albert Sorels „Histoire diplom. de la guerre franco-allemande" (II, 235—36). Da wird erzählt, wie im Februar von 1871 zwei „hommes de confiance" Bismarcks, die Herren von Bleichröder und von Henkel-Donnersmarck, in Paris erschienen wären, um im Auftrage des Reichskanzlers der französischen Regierung ihren Beistand zur leichteren Bezahlung der bekannten 5 Milliarden anzubieten, und zwar in der Weise, daß „le gouvernement prussien aurait reçu le tribut par la main de ses fonctionnaires, il l'aurait levé par la main de ses banquiers; il aurait à la fois touché la contribution de guerre et spéculé sur l'emprunt destiné à la payer. Ces systèmes ingénieux aboutissaient à accroitre de moitié notre rançon." So sahen

auch richtig Thiers und Favre die Sache an und die „sinnreichen“ Herren Bleichröder und Henkel mussten mit langen Nasen abziehen. Verhält es sich mit dieser unserem Lande jedenfalls nicht zur Ehre gereichenden Jobber- und Robbergeschichte wirklich so, wie Favre und Sorel aussagen? Man kann die bezüglichen Schriften dieser beiden Franzosen doch wohl nicht so schlankweg in die Kategorie der „Schandbücher“ werfen, welche keiner Beachtung werth wären. Wie kommt es denn, daß keiner der vielen officiellen und officiösen berliner Federsklaven den Auftrag erhalten hat, diese skandalöse Historie „richtigzustellen?“

Wenn ich überblicke, was in dem letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der wirthschaftlichen Gesetzgebung gefehlt und auf dem des „Enrichissez-vous“-Wahnsinns gesündigt worden ist, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß es mit dem Schwindel unserer Tage ganz dieselbe Bewandtniß habe wie mit den Volkskrankheiten des Mittelalters, mit der Kreuzzügemanie, mit der

Geißlerfahrtenseuche, der Judenmordpest und der Tanzepidemie. Jede Zeit muß und will ja ihre besondere Art von Narrheit haben und austoben in dem großen Narrenhaus Erde. Echt narrenhausmäßig ist es auch, daß jeder Narr darin nur alle die andern Insassen für Narren, sich selber dagegen für hochvernünftig ansieht. Ich will Sie, liebe Freundin, an ein einschlägiges kleines Abenteuer erinnern, das wir vor 30 Monaten in einem schweizerischen Badort mitsammen erlebten. Errathen Sie, worauf ich anspiele? Wir standen eines Abends an dem Schwanenteich im Garten und ergötzten uns an der unbehilflichen Zärtlichkeit, womit die Frau Schwänin ihr Töchterlein bemutterte, als eine Dame unserer Bekanntschaft uns antrat mit den Worten: „Er ist nun wirklich gekommen.“ — „Wer?“ — „Wer anders als der Baron von Kaminheimer!“ — „Der Millionendi—sponent?“ „Ja, mit Familie und Gefolge, zehn Personen, ein ganzer Tisch voll.“ — „Wünsche Ihnen Glück zu der noblen Nachbarschaft.“ — „Danke! Es gab einen wahren

Aufstand in unserem Hotel, als der Herr Baron mit tutti quanti zur Mittagstafel in den Speisesal trat. Mein Tischnachbar, der Herzog von Utopien, stand auf, klemmte den Zwicker auf die Nase, ging zu dem Tische, wo die Kaminheimerei in Pracht und Prunk saß, lief rings um den Tisch herum, kam dann zurück und sagte: „„So, jetzt hab' ich doch mal einen richtigen Gründer gesehen."" — „Hm", bemerkten Sie trocken, „das hätte er leichter haben können. Er brauchte ja nur in den nächsten besten Spiegel zu sehen."

Falls die Parteibornirtheit nicht heutzutage bornirter wäre als jemals, so könnte der alleinseligmachende Liberalismus und die unfehlbare Manchesterei vielleicht vom „reichsfeindlichen" Centrum lernen, daß man nicht in Gründer- und Schwindlerkonsortien zu sitzen brauchte, um mit Anstand im Reichstage sitzen zu können. Es muß doch jedem nicht liberal vernagelten Deutschen zu denken geben, daß von den Centrumsleuten keiner der Gründerei und Schwindelei geziehen werden konnte, während Gesellen, welche herumgehen,

als hätten sie alle Reichsfreundlichkeit, allen Liberalismus und Patriotismus gepachtet, als Bekenner des yankeesischen Evangeliums: „Make money, my son; make it honestly if you can; if not, make money, my son!“ sich herausgestellt haben. Möglich freilich, daß unsere durch „die ernste parlamentarische Arbeit“ des Jasagens bis zur flauesten Verwaschenheit gebrachten Landsleute geneigt sein mögen, über die berührte unangenehme Thatsache mit dem allfälligen schlechten Witz sich hinwegzuschwindeln, das eben beweise ja, wie weit das Centrum hinter der Zeit zurückgeblieben und wie sehr mit dieser der Liberalismus vorgeschritten sei. Aber zur Ehre unseres Landes lassen Sie uns hoffen, liebe Freundin, daß in demselben noch eine Minderheit, obzwar nur eine kleine, vorhanden sei, welche der Meinung und Ueberzeugung, daß, wenn der gepriesene Vorschritt nur auf Millionendieberei und sonstige höhere Gaunerei hinausliefe, alle anständigen Menschen für den Rückschritt sein müssten.

Der deutsche Philister und Reichsbürger nach

der liberalen Schablone hat die Augen verwundert aufgerissen, als die letzten Reichstagswahlen verriethen, wie gewaltig im Reiche der Socialismus um sich gegriffen hätte. Als ob es anders sein könnte! Wenn Herzoge, Fürsten, Grafen und Freiherren für gut fanden, unter die Gründer zu gehen, warum sollten Bürgersleute sich nicht veranlasst sehen, unter die Socialisten zu gehen? Jeder will eben „seine Fortune poussiren", wie es im Börsenjargon heißt. Der hochgelobte Industrialismus und die höhergelobte Großkapitalwirthschaft haben ja dafür gesorgt, daß der deutsche Bürgerstand schon halb und halb zur Mythe geworden ist. Seitdem jede Werkstatt zu einer „Fabrik", jeder Stümper zu einem „Geschäftsmann", jeder Pfuscher zu einem „Arbeiter" geworden, hat das Handwerk nicht nur seinen goldenen, sondern überhaupt seinen Boden verloren und ist das Bürgerthum nebst einem nicht kleinen Theil der Bauerschaft in den Maëlstrom des geschäftlichen Schwindels hineingerissen worden. Der Strom wird weiterrauschen, denn

jeder Unsinn, jeder Wahnwitz, jede Pestilenz muß seinen oder ihren Verlauf haben. So will es die bekannte „sittliche Weltordnung". Bald dürfte es der unfehlbaren Manchesterei, auf deren Leim man in Deutschland schon darum nicht hätte gehen sollen, weil sie aus England importirt war, bald dürfte es ihr leicht, sehr leicht werden, die Häupter ihrer lieben „Bourgeois', zu zählen. Denn wir sind ja auf dem besten, d. h. jäh-abfallenden Wege zu einer Zeit, wo es auch in Deutschland neben den „oberen Zehntausend", will sagen neben etlichen tausend Prozen nur noch Millionen von Proletariern geben wird. Genau zugesehen und alle Redensarten beiseite gethan, ist es ja schon jetzt eine brutale Thatsache, daß das alte Europa wie das neue Amerika, Monarchieen oder Republiken gleichviel, von den Millionendi--sponenten regiert werden.

Man hat der wilden Ausbeutungsgier Thor und Thüre geöffnet, hat namentlich den Eisenbahnschwindel durch Ertheilung von Koncessionen und staatlichen Subventionen förmlich prämiirt,

hat eine geile Unterproduktion in jeder Weise begünstigt und mittels der dadurch ermöglichten Pfuscherei die deutsche Arbeit vor aller Welt prostituirt, — kurz, man hat den Kern der Nation, das arbeitsame, solide und patriotische Bürgerthum, ausgehöhlt oder der Aushöhlung desselben wenigstens gleichgiltig zugesehen und jetzt wundert man sich, daß die Anhänger des Socialismus oder, sans phrase, des Kommunismus nach Hunderttausenden zählen. Sie werden — ihr mögt euch dagegen abzappeln, wie ihr wollt, pfiffig gesetzgeberisch oder brutal gewaltthätig — sie werden bald nach Millionen zählen und dann, ihr Herren Kompromißkünstler, wird alle eure publicistische oder parlamentarische Liebesmühe umsonst sein. So etwas wie eine europäische „Kommune" wird kommen, noch bälder vielleicht, als ihr fürchtet. Denn ihr fürchtet sie, sagt, was ihr wollt. Durch die Maske eurer zur Schau getragenen Zuversicht auf die Festigkeit der Monarchie, die Disciplin des Heeres, die Vortrefflichkeit der parlamentarischen Gaukelei u.s.w.

hindurch sehe ich die Blässe der Zukunftsfurcht auf euren Gesichtern. Ihr wisst ja gar wohl, es ist ein weltgeschichtliches Gesetz, daß von Zeit zu Zeit große Katastrophen eintreten müssen, um die verlumpte und verschlammte Menschheit im Fegfeuer ungeheurer Trübsal wieder reinzubrennen und wieder für eine Weile zu verjüngen.

Diese Aussicht passt freilich nicht in den Kram der schönseligen und „reichsfreundlichen" Flachmalerei, welche jetzo Tagesmode ist in unserer Literatur. So sehr, daß z. B. neulich Spielhagen auf Verlangen der Leser seinem Roman „Sturmflut" noch ein ganz überflüssiges und schlechtes Zusatzkapitel anhängen musste, nur um einer seiner Personen die an den Haaren herbeigezerrte Gelegenheit zu geben, nationalliberalen Wind auszulassen. Nun, auch diese Mode wird vorübergehen. Wie viel Dummes oder Unzulängliches, Verkehrtes und Ueberschätztes sah ich schon in die und wieder aus der Mode kommen! Für die dauernde Geltung und Wirkung auch wirklicher und wahrhafter Größen ist es kein

Glück, sondern geradezu ein Unglück, wenn sie mit Trompeten und Pauken zu Beherrschern der literarischen Mode ausgerufen werden. Erinnern Sie sich nur an den armen und doch so unendlich reichen Jean Paul, liebe Freundin. Der seiner Zeit namentlich von euch Frauen vergötterte Modeliebling ist längst nichts mehr als eine literarhistorische Mumie. Wer lies't ihn noch außer unsereinem? Längst hat er seinen Lohn und Ruhm dahin. Freilich, wie die Menschen nun einmal sind, kann der Poet die Mode wohl verachten, aber doch nicht ganz entbehren. Die Mode aber, als das ordinäre Frauenzimmer, welches sie ist, hat ihre Launen oder ist vielmehr aus lauter Launen zusammengesetzt. Von Vernunft und Verdienst kann daher bei ihren Gunsterweisungen keine Rede sein, sondern nur von Zufälligkeiten und von dem größeren oder geringeren Grade von Geschicklichkeit und Frechheit im literarischen „Geschäft".

5.

März 1877.

Unsere lieben Brüder an der schönen blauen Donau gehen zuweilen etwas weit in der Gemüthlichkeit. Nämlich in der Gemüthlichkeit, uns älteren Leuten ein sehr kurzes Gedächtniß zuzumuthen. Da ist mir unlängst aus Wien ein Aufruf zugekommen, welcher männiglich auffordert, zur Errichtung eines gemeinsamen Denkmals der „östreichischen Dioskuren“ Lenau und Grün mitzuwirken. Auf die Gemüthlichkeit, die beiden genannten Dichter denkmälerisch zusammenzukuppeln, will ich weiter nicht eingehen: hat ja doch nicht nur jeder Oestreicher, sondern jeder Mensch überhaupt das Recht, geschmacklos zu sein. Aber an der Spitze der Unterzeichner des Aufrufes sehe ich den Namen des Herrn von Schmerling und das ist mir denn doch gar zu wienerisch-gemüthlich, gar zu donaublau. Hat man denn da unten durchaus keine Ahnung von dem Aber-

willen, welchen dieser Name in deutschen Landen wecken muß? Weiß man nicht, daß mit diesem Namen etliche der traurigsten Erinnerungen von 1848 verknüpft sind? Wir anderen, wir Leute von gutem Gedächtniß, wir sehen noch heute das kynische Hohnlächeln, welches sich am 9. November des genannten Jahres um die Fuchsschnauze eines gewissen „Reichsministers" ringelte, als er die Ermordung von Robert Blum mit dem wohlfeilen Witze rechtfertigte: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um." Und das thut sich nun als Gönner von zwei „Freiheitsdichtern" auf! All' ihr über- und unterirdischen Götter, Lenau und Grün müssten sich aus Zorn über diese schmerling'sche Begönnerung von rechtswegen in ihren Gräbern umdrehen, so sie über den Zorn und über allen übrigen Erdenplunder nicht glücklich hinwegwären.

Nun kann ich mit Bestimmtheit erwarten, daß Sie, liebe Freundin, mich tüchtig abkanzeln werden. Erstens, weil ich pathetisch nehme, was doch nur komisch; zweitens, weil ich so unzeitgemäß rede, als

ob ich gar nicht wüsste, welche Stunde die Uhr des Jahrhunderts geschlagen hat.

Mit Nr. 2 thun Sie mir aber unrecht. Ich weiß ja ganz gut, daß wir im Zeitalter der Erfolgsreligion und der Zweckmäßigkeitspolitik leben. Fürchtete ich nicht, Sie zu langweilen, würde ich, meine Behauptung zu erweisen, Ihnen die Genesis der Gegenwartstimmung des Breiteren darlegen. Die kurze Bemerkung werden Sie mir aber schon gestatten, daß der Mangel an Gefühl für Recht und Ehre, welcher dermalen so schamlos sich breitmacht in der Welt, nachweisbar an Umfang und Frechheit ganz riesig zugenommen hat seit jener frevelvollen Decembernacht von 1851, welche Frankreich zur Beute einer Bande von Banditen machte. Der Papst gab dem Banditenstreiche seinen Segen, der König von Preußen begrüßte, wie uns Humboldt bezeugt hat, die Ruchlosigkeit mit lautem Jubel, aus Kabinetten und Kontoren, aus Kanzleien und Sakristeien erscholl ein beifälliges Jauchzen und ein untergeschobener Bonaparte proklamirte den

vom echten nur vertraulich bekannten Wahlspruch: „Le succès justifie tout“ — schamlos als das alleinige Dogma der europäischen Gesellschaft. Sie nahm es an und that danach. Die Folgen kennen wir. Man wirft den Idealglauben, die Principhaftigkeit, das Pflichtbewusstsein und das Ehrgefühl nicht ungestraft in die Rumpelkammer. Die Anbetung des Erfolgs mag eine passende Religion für Sklaven sein und die mit der grundsatzlosen Zweckmäßigkeit getriebene Abgötterei eine bequeme Leiter für parlamentarische, publicistische und bureaukratische Streber und Kletterer. Aber auf solchem Kothfundament etwas tüchtiges und dauerndes bauen zu können, das mögen doch wohl nur Gelehrte und Literaten von der Sorte jener sich einbilden, welche zur Schmach ihrer deutschen Namen den Decembermann anschmeichelten und bei dem falschen Demetrius des 19. Jahrhunderts um den Orden der „Ehrenlegion“ betteln gingen. Daß solche Affenschande ungerügt hinging, ja sogar als etwas Selbstverständliches angesehen wurde, bezeugte erschreckend, wie tief schon

die Ehrlosigkeit in unsere Zeitgenossen sich eingefressen hatte. Nicht weniger bezeugte dies die schamlose Frechheit, womit in der Form des Aktienwesens Prellerei, Diebstahl und Raub betrieben worden sind. Man muß mitangesehen haben, wie die organisirte Dieberei z. B. bei der Gründung und Verwaltung von Eisenbahnen verfuhr, wie man unwissende, faule, gewissenlose Klienten und Vettern in die Direktionen und Verwaltungsräthe brachte, diese Kreaturen mit ungeheuerlichen Besoldungen und Tantièmen mästete und in sybaritisch eingerichteten Amtswohnungen logirte, solche Gesellen jahrelang in ihrer Dummheit und in ihrem Dünkel ohne Kontrole fortwirthschaften ließ, wie man den belogenen und bestohlenen Aktionären eine Weile lang den blauen Dunst schwindelhafter Dividenden vormachte und endlich, wann die ganze Lug- und Trugblase zum Platzen kam, die Miene gekränkter Unschuld und verkannter Pflichttreue aufsetzte, um mit Stirnen von Erz und mit vornehmem Achselzucken auf hunderte von an den Bettel-

stab gebrachte Familien, auf eine Schar von ausgeplünderten Witwen und Waisen zu blicken, — ja, man muß das alles mit angesehen haben, um zu begreifen, wie weit es die Menschen in der Niederträchtigkeit bringen konnten zu einer Zeit, welche an die Stelle der Rechtsidee die Zweckmäßigkeitspraxis gesetzt hat, an die Stelle des Gewissens den Nutzen und an die Stelle der Ehre das goldene Kalb.

Der Socialismus, welchen selbst die blödsichtigsten Optimisten nachgerade sehen müssen, ist der natürliche Sohn des Kapitalismus und dieser würdige Vater hat in unseren Tagen seinen würdigen Sprößling gelehrt, daß und wie man alles, was bisher für heilig galt unter Menschen, beiseite stellen, verachten, mit Füßen treten könne und dürfe. Der hoffnungsvolle Schüler wird euch zeigen, wie gut er begriffen und verstanden habe — wartet nur! Schon jetzt jammert ihr über die zunehmende Rohheit und Verwilderung des unteren Pöbels; aber ihr überseht, daß dem unteren der obere alles Rohe und Wüste vorgemacht

hat, nur in etwas anderen Formen. Und wie wollt ihr denn verlangen, daß die kleinen Diebe das Stehlen unterlassen sollten, wenn ihr es doch ganz in der Ordnung findet, daß die großen in Palästen wohnen und in prächtigen Equipagen herumfahren?

Unsere Zeit thut so dick mit ihren politischen Errungenschaften, mit ihren wissenschaftlichen Forschungen und Findungen, mit ihren technischen Eroberungen und materiellen Vorzügen. Aber all dieses Dickthun vermag sie doch nicht über das anfröstelnde Gefühl hinwegzuheben, daß sie in ihrem Innersten armsälig, öde und hohl. Kein großer Gedanke pocht in ihrer Brust, kein freudiges Streben pulsirt in ihren Adern. Ueberall, auf allen Gebieten, in tausenderlei Weisen nur die gierige, ruhelose und verdrossene Jagd nach materiellem Gewinn oder, wenn's hoch kommt, nach den Befriedigungen erbärmlicher Eitelkeit. Niemals ist die ehrliche Arbeit so missachtet, niemals die Unterwerfung unter das Geld so knechtisch, niemals die Skrupellosigkeit in Sachen

des Erwerbes so pralerisch, niemals die Titel- und Ordenssucht so ausgeschämt gewesen wie heutzutage. Memmenhafte Heuchelei oben, nackte Brutalität unten. Charakter- und Grundsatzlosigkeit eine so allgemeine Voraussetzung, daß Ausnahmen von der Regel, Männer und Frauen von Charakter und Grundsätzen, mit höhnischer, im besten Falle mit mitleidiger Geringschätzung für Sonderlinge angesehen werden.

Sie wissen, liebe Freundin, nichts liegt mir ferner, als den „laudator temporis acti“ machen zu wollen. Aber man braucht auch kein solcher zu sein, um sagen zu können, daß zur Zeit, wo wir jung waren, die Menschen im allgemeinen und unsere Landsleute im besonderen von der gemeinen „Angst des Irdischen“ weniger, viel weniger befallen und befangen waren, als sie es dermalen sind. Dazumal, ja „da gab es noch ein Sehnen, da gab es noch ein Glüh'n“, ein Sehnen und Glühen für Dinge, die nicht im Kurszettel verzeichnet sind. Es mag ja sein, daß wir uns die Ziele zu hoch und zu weit steckten,

mitunter sogar ins Blaue hinaus und hinauf; aber es war doch ein aufrichtiger Idealglaube in uns, eine begeisterungsvolle Ueberzeugung und Hingebung, die nicht anstand, das persönliche Glück und Behagen dem, was wir hoch und heilig hielten, zum Opfer zu bringen. Wir waren keine Rechner, keine Streber, keine Gründer, keine Kompromißkünstler, aber dafür hatten wir reine Herzen und reine Hände und der größte Irrthum welcher uns schuldgegeben werden konnte, war kein unehrenhafter. Denn es ist ja dieser gewesen, daß wir die Menschen für viel besser gehalten haben, als sie wirklich waren und sind.

---

6.

November 1877.

Der Zufall, liebe Freundin, hat es gewollt, daß ich von der Lesung der trefflichen Biographie Byrons von Gottschall (im 4. Bande des „Neuen Plutarch") unmittelbar zu dem Buche „Ein seltenes Leben" von Paul Welf überging, und da ist mir — Gott verzeih' mirs! — gewesen, als wär'

ich aus einem englischen Park plötzlich auf einen deutschen Rübenacker versetzt worden. Damit will ich den Rübenacker keineswegs schlechtmachen, sondern nur den schroffen Gegensatz andeuten zwischen einem Dasein, wie der Dichterlord es verbraus'te, und einer Existenz, wie ein deutscher Poet sie hinschleppen musste.

Was Byron angeht, so gereicht es uns Deutschen zur Ehre, daß wir jetzt drei gute Geschichten seines Lebens besitzen — von Eberty, von Elze und von Gottschall — während die englische Literatur keine einzige aufzuweisen hat. Natürlich! Der Deutsche sieht Byron so, wie er war, der Engländer so, wie er, durch die „Cant"-Brille gesehen, aussah, d. h. wie der leibhaftige Satan. Sogar verständigeren Engländern galt der ganz elende Essay von Macaulay lange für das Richtigste, was über den großen Dichter geschrieben worden, bis unlängst Swinburne durch seinen meisterhaften Aufsatz jene der englischen Prüderie, Heuchelei und Scheinheiligkeit zu Liebe begangene macaulay'sche Jugendsünde gutmachte. Selbst-

verständlich war die bekannte häſſliche, seitens der amerikanischen Muckerin Beecher-Stowe angebrachte Denunciation Byrons als eines Incestbegehers dem Cant ein gefundenes Essen, das er mit Wollust hinunterschlang. Elze hat in seiner Byron-Biographie die skandallüstern-fromme Yankeesin übel heimgeschickt. Gottschall dagegen ist geneigt, anzunehmen, daß doch etwas an der Sache sein müſſte, und folgert aus byron'schen Gedichten ein unlauteres Verhältniß des Dichters zu seiner Halbschwester Augusta. Ich kann dieser Annahme, welche meines Erachtens die schöne biographische Arbeit Gottschalls etwas verunziert, nicht beistimmen und behalte mir vor, meine Einwürfe und Gegenbeweise am geeigneten Orte vorzubringen.

Jetzt zurück auf unseren Rübenacker.

Es ist ja, wie männiglich und weibiglich weiß, heutzutage Mode geworden, sich vor dem geduldigen Publikum auf ein selbstbiographisches Schaugerüst zu stellen und den Leuten zuzurufen: „Schaut, schaut, was bin ich für ein Tausend-

sappermenter und Millionenschwerenöther!" Die Verständigen unter den Schauern und Hörern — also allerdings nur eine kleine Minderheit — sie zucken freilich die Achseln zu solcher Selbstbespiegelung und sagen „Eitelkeit der Eitelkeiten! Auch beim ehrlichsten Willen kann der Selbstbiograph nur ein Schönfärber sein." Unterstützt! Man nehme doch die berühmteste der deutschen Selbstbiographieen, die göthe'sche. Wird jetzt, nachdem die Akten von Göthe's Lebensgeschichte ziemlich vollständig vorliegen, noch jemand behaupten wollen, in „Dichtung und Wahrheit" sei der wahre, wirkliche, ganze Göthe zur Erscheinung gebracht, der Göthe der Sturm- und Drangzeit? Nein, sondern, wenn's hoch kommt, Se. Excellenz der Herr Geheimbderath von Göthe, und zwar eine beträchtlich schöngefärbte Excellenz. Denn die wirkliche war doch mitunter nur eine recht ordinär-geheimräthlich angestrichene.

Seitdem sind Autobiographieen von Autoren gewöhnlich geworden wie Brombeeren und durchschnittlich auch gerade so gehaltvoll. Die vor-

liegende hat zum Helden und Rhapsoden den am 12. November 1808 zu Rankendorf in Mecklenburg-Schwerin geborenen Dichter Wilhelm Rogge und sie war, so ich recht berichtet bin, ursprünglich bestimmt, einer Gesammtausgabe von Rogge's Dichtungen als Einleitungsband voranzustehen. Ich muß leider befürchten, daß der Name Rogge diesem Leser oder jener Leserin nur sehr flüchtig oder gar nicht bekannt sein dürfte. Wenigstens in Süddeutschland gehört er zu den unbekannten Größen. Und das bedaure ich aufrichtig. Denn Rogge i st ein Dichter, obzwar keiner von denen, welche der denkträgen und urtheilslosen Menge gefallen. Es ist etwas vom Hellenenthum im besten Sinne in ihm, und was seine Formvollendung angeht, so darf er sich kecklich neben Platen stellen. Am bekanntesten ist seine viermal aufgelegte „Westminster-Abtei" geworden, eine lyrisch-epische Schilderung voll von warmer Gefühlswallung und reichem Gedankengehalt. Das, was man so populär nennt, kann Rogge nie werden. Wenn man seinen

„Hain der Erinnyen“ und seine „Götterdämmerung“ lies't — beide Gedichte gehören zu seinen vollendetsten Hervorbringungen — merkt man, daß er ein Dichter für Dichter. Das hat er mit Shelley gemein, dessen Phantasie sich freilich höher zu schwingen vermochte, weil ihm nicht so viele Centner gemeinster Erdensorgen an den Füßen hingen wie seinem deutschen Wahlverwandten.

Ja, die traurige Geschichte vom „Lorbeerbaum und Bettelstab“ nimmt in Deutschland kein Ende und die „Lorenz-Kindlein“ sterben nicht aus. Eine andere und zwar fragwerthe Frage ist freilich, ob die Lorenze nicht mehr oder weniger häufig ihre Mißgeschicke selber verschuldeten. Natürlich gibt uns das in Rede stehende Buch kein Material zur Beantwortung dieser Frage an die Hand: es ist ja eine Selbstbiographie. In vielem sehr aufrichtig, ist sie es keineswegs in allem. Warum sie der Verfasser „Ein seltenes Leben“ betitelt hat, ist mir unerfindlich. Richtiger wäre gewesen „Ein literarisches Nomadenleben“.

Und wozu der angenommene Name „Paul Welf“ auf dem Titelblatt? Etwa zur Bezeugung der Anhänglichkeit an den blinden Georg von Hannover? Die Maske ist übrigens so durchsichtig, daß sie gar keine vorstellt.

Unserm armen Friedrich Wilhelm ist es schon vor seiner Geburt misslich genug ergangen. Seine Mutter war eine Dienstmagd, der Vater „unbekannt wo“. An der Wiege ist dem Kleinen nichts gesungen worden, denn er hatte überhaupt keine Wiege. Als Knabe musste er in der Eigenschaft eines Kühe- und Schweinehirten auf der lüneburger Haide sein hartes Brot verdienen. Mit diesem derbrealistischen Idyll seiner Kindheit kontrastirt seltsam, ja wunderbar die ätherische, oft ganz leiblose Poesie des Mannes. Die Erzählung Rogge's, wie er aus einem armen Teufel von Schweinehirten zu einem armen Teufel von Gymnasiasten und aus diesem ein kahlmäusender Student in Göttingen geworden, ist sehr anziehend zu lesen. Er machte auch die „Göttinger Revolution“ im Jahre 1831 mit,

und wie bei Beschreibung dieses Erlebnisses, so gibt er auch an anderen Stellen seiner Lebensgeschichte manchen beachtenswerthen Wink zum Verständniß der Zeitgeschichte. Er sollte Theologie studiren, wurde aber wie so viele andere vor und nach ihm durch philologische und philosophische Studien davon abgebracht. Auch begann er in Göttingen eifrig zu dichten. Sintemalen man aber von Rhythmen und Reimen nicht satt wird, wollte sich Rogge zum mecklenburgischen Prinzensprachmeister ausbilden und ging zu diesem Zwecke nach Paris und London. Am ersteren Orte sah er Börne und Heine und weiß theilweise neues von ihnen zu berichten. Heine's Frau Mathilde „sah ziemlich ärmlich und wasserscheu" aus. Sehr beachtenswerth und unseren unfehlbaren Päpsten der Kraftstoffelei zur Beherzigung zu empfehlen ist die Aeußerung: „Heine ist in seiner langjährigen Krankheit von ganz eigenthümlichem Interesse und er kann den Beweis liefern, daß Kraft und Stoff, Geist und Materie doch nicht so ganz identisch sind, wie die Materialisten

behaupten. Man denke sich diesen originellsten Geist in seinem vollständig zerrütteten Körper, der keinem Federdruck seines Maschinenmeisters mehr Gehör gibt und Folge leistet. Und in dieser nichtsnutzigen Behausung manifestirt sich der Geist unter prometheischen Qualen in all jener Majestät und Glorie, als ob ihm ein appollonischer Gliederbau zur Verfügung stände. Derselbe Witz, dieselbe Ausgelassenheit und ein Humor, der den Zeus mit seinem ganzen Olymp vor lachen hätte erschüttern können, erschallt aus diesem elenden Wrack." Wie in Paris und London, so ist Rogge auf der Wanderbahn seines Lebens auch anderwärts mit vielen vorragenden Menschen und eigenartigen Gesellen bekannt geworden und diese Bekanntschaften machen einen der Reize seiner Selbstbiographie aus.

Ich sprach von einer „Wanderbahn" seines Lebens und leider mit Fug und Recht. Denn es wäre dem Dichter, auch um seines Dichtens willens, eine größere Ständigkeit und Stätheit der Existenz sehr zu wünschen gewesen. Die

Prinzensprachmeisterei in Schwerin hielt nicht lange vor; und ihr folgte ein pädagogisches und publicistisches Nomadisiren, welches den Dichter mit Weib und Kind unstät in Norddeutschland und später auch in Süddeutschland herumrüttelte. Ein rollender Stein setzt aber bekanntlich kein Moos an und mit dem „Moos" im studentischen Sinne, d. h. eigentlich mit dem Nichtmoos hatte daher unser Dichternomade seine unliebe Noth. Rogge's Erfahrungen erinnern vielfach an die Vorkommnisse der bettelhaften Lebensführung unserer mittelalterlichen Minnesänger. Ja, ja, was Hölderlin in seinem „Hyperion" über das Verhalten der Deutschen zum Ideal und seinen Trägern zürnend gesagt hat, mag etwas zu drastischgrob sein; aber im Grunde bleibt es doch wahr, obzwar unsere Hofpoeterei und Hofrätherei es leugnen möchten.

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so ergehen wird, aber mich hat von der Elendigkeit und Unhaltbarkeit unserer gesellschaftlichen Zustände diese Lebensbeschreibung eines deutschen

Poeten eindringlicher überzeugt als alle die grellen, krassen, immer zur Hälfte, oft zu zwei Dritteln verlogenen Schilderungen, welche die gewerbsmäßigen, „vor Bezahlung" reisenden und predigenden Agitatoren vom „socialen Elend" entwerfen. Die satte Selbstgefälligkeit des zahlungsfähigen Optimismus hat von den Nöthen der Kleinbauerschaft und des Kleingewerbes, sowie von der Sorgenlast, welche auf dem gebildeten Mittelstande liegt, zumeist keine Ahnung. Drängt sich ihr dann und wann eine auf, so treibt sie „Verschmierungspolitik", d. h. sie streicht rasch die bekannte Phrasensalbe von des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit u. s. w. darüber. Weil der Herr Optimismus von Jahr zu Jahr mehr Fett ansetzt, behauptet er, es gebe eigentlich gar keine mageren Menschen. Es gibt aber trotzdem welche, viele, sehr viele, und daß diese das Dogma von der sittlichen Weltordnung anders ansehen als die fetten, ist doch wohl natürlich. Unser Selbstbiograph nun gehört ganz entschieden

zu den Nichtfetten, aber das hindert ihn keineswegs, ein treuer und begeisterter Idealanbeter zu sein.

Diese standhafte Idealgläubigkeit inmitten aller Sorgen und Bedrängnisse der „gemeinen Wirklichkeit“ hat etwas Herzbewegendes, etwas ungemein Rührendes. Da ist ein Mann von edler Begabung und reichem Wissen, der sich aus der dunkelsten Tiefe der Armuth und Verlassenheit zur vollen Kulturhöhe seiner Zeit und seiner Nation heraufgearbeitet und es doch auf dieser Höhe nur zur problematischen Existenz eines Nomaden der Intelligenz gebracht hat. Dieser Zwiespalt von Ideal und Leben zeigt uns bald die tragische, bald die komische Seite. Tragisch nämlich nenne ich es, wenn ein Dichter, in dessen Seele der Freiheitsgedanke des Jahrhunderts als Leitmotiv waltet, von des Lebens Nothdurft gezwungen wird, heute diesen ordinären, morgen jenen ordinärsten fürstlichen Gönner um das liebe tägliche Brot anzusingen. Freilich kann man sagen, daß er seine Zeit besser hätte anwenden können.

Komisch dagegen wirkt es, wenn wir erfahren, welche Folgen die Ansingerei mitunter hatte. Namentlich in Hannover, der Welfenstadt, allwo, wie Rogge (S. 284 fg.) erzählt, „unserem Dichter ein eigenthümliches Abenteuer begegnete.“ Ein bei dem blinden König Georg vielgeltender Dr. Lohmann empfahl demselben den Dichter der „Westminsterabtei“, der „Bianca Vanezzi“, des „Kaiser Heinrich der Vierte“, des „Musodoron“ und so vieler Oden, Elegien und Balladen angelegentlichst. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Mittheilung“, bemerkte der König darauf. „Das alles, was Sie mir da sagen, war mir unbekannt. Ich will etwas für den Mann thun und es soll ihm gut gehen; verlassen Sie sich darauf.“ Niemand war glücklicher über diese schönen Aussichten als unser (damals in Hannover lebender) Dichter und seine knapp gehaltene Familie und sie bereiteten sich nach Weise der Familie des Vikars von Wakefield köstliche Zukunftsgerichte. „Aber — fährt der Autobiograph fort — Adam und Eva können nicht unsanfter

aus dem Paradiese hinausgeworfen sein, als unser Dichter aus seiner idealen Traumwelt und den Hoffnungen auf eine sonnige Zukunft herausgerissen wurde. Auf die Polizei citirt, wurde ihm eröffnet, daß des Königs Majestät in Gnaden geruhen wolle, dem Dr. Rogge ein letztes — (es war aber dieses letzte zugleich das erste) — Gnadengeschenk von zweihundert Thalern zu bewilligen unter der Bedingung, daß er sofort mit seiner Familie Hannover verlasse.“ Auch von den Mäcenassen Frankfurts am Main weiß Rogge ein gar hübsches Liedlein zu singen und zwar aus dem Jahre 1874. Er hatte ein Epigramm auf Danneckers Ariadne gedichtet, ein Epigramm, das mit Ehren in der griechischen „Anthologie“ stehen könnte, und wähnte durch Mittheilung desselben den millionärischen Besitzer von Danneckers Meisterwerk erfreuen zu können. „Kunstschwärmer werden vielleicht denken, der Millionär habe den Dichter des schönen Epigramms aufgesucht oder zu sich eingeladen. Statt dessen erhielt Rogge nach längerer Zeit ein Schreiben von dem Sekretär

des Herrn Baron mit der Einlage eines — Fünfguldenscheins." Friedrich der Große honorirte dereinst bei einer ähnlichen Gelegenheit die Anna Karschin mit zwei Thalern. In anbetracht nun, daß der Geldwerth seit dazumal enorm gesunken ist, war der Rokoko-König gegen die deutsche Muse immer noch großmüthiger als der moderne Geldproz ....

Ich habe oben auf eine Stelle beim Hölderlin angespielt. Wenn ich die Summe von dem dichterischen Wollen und Vollbringen des Mannes, mit welchem diese Zeilen sich beschäftigten, zusammenstelle mit der Summe seiner Selbstbiographie, so möchte ich ihm und anderen zum Troste ein anderes hölderlin'sches Wort sagen, — dieses: „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände."

7.

December 1877.

Unsere Literatur ist nachgerade recht salon- und hoffähig geworden. So vornehm, daß ein Autor, der auf Anstand und mehr noch auf Zeitgemäßheit hält, kaum mehr vor dem lieben Publikum sich sehen lassen kann, ohne ein „Von"-Feigenblatt vor seine bürgerliche Blöße geklebt zu haben. Erfreulich ist es auch, wahrnehmen zu können, daß unsere modische Musenjungenschaft den Lehrspruch Göthe's vom Anfragen bei edlen Frauen nach dem Ziemlichen eifrigst beherzigt. Die Damen ihrerseits sind nicht spröde, gefällig und ausgiebig zu antworten, und von je höher diese Antworten herabfallen, um so gewichtiger und durchschlagender sind sie natürlich. Daher kommt es, daß wir uns jetzo häufig an Belobigungs-Attesten erbauen können, welche diese Herzogin von Kuhschnappel jenem großen Lyriker oder jene Fürstin von Trippsdrill diesem größeren Epiker auszustellen allergnädigst geruht haben.

Ist gar ein Buchhändler so glücklich, in seinen Reklamen die deutsche Kaiserin als Belobigerin figuriren lassen zu können, so darf er kecklich zwar nicht das mittelalterliche, aber doch das moderne Ostermesse-Gelächter aufschlagen und dazu in seinem wie in seines poetischen Klienten Namen einen lyrischen Purzelbaum schlagen — was alles wir ja neulich erlebt haben.

Ein ordonnanzsmäßig gebauter und mit der nationalkautschuklichen Etikette beklebter deutscher Reichsbürger thut nur seine Schuldigkeit, wenn er vor den Herren Von-Literaten, item auch vor den hohen, höheren, höchsten und allerhöchsten Lobspenderinnen allen möglichen Respekt hat und demnach in einem neuen goldenen Zeitalter deutscher Literatur mittendrinn zu stehen überzeugt ist. Maßen es aber, wie es scheint, auch noch andere, nicht patentirte, nicht schablonisirte, nicht etikettisirte Deutsche geben muß, so ist es diesen mit vorausgesetzter Genehmigung einer hochpatriotischen Juden- und Christenheit vielleicht erlaubt, die bescheidene Privatmeinung zu haben, die

deutsche Literatur sei genau in demselben Maße, in welchem sie „vornehm“ wurde, flach und flau geworden. Es liege, meinen diese Deutschen schlichtweg, — es liege Mittelmäßigkeit in der Luft, ein ebenso anmaßliches als unmäßiges Alexandrinenthum mache sich überall breit und man spüre gar merkbar den fatalen Geruch von Byzantinischem. Und ferner, geradheraus und mit Beiseitestellung der indirekten Redeweise gesprochen, — ferner greift die jammerfäligste Heuchelei in der Literatur immer weiter um sich. Endlich geht die unverschämte Zudringlichkeit, womit klägliche Pygmäen unseren Riesen an den Beinen emporklettern, bis zum Verblüffenden. Unsere Landsleute scheinen so alles Gefühl der Pietät für das Große und Größte verloren zu haben, daß stupide Banausier frevelhafte „Bearbeitungs“-Hände an unsere höchsten Heiligthümer legen dürfen, um der erbärmlichsten Schwachnervigkeit und Scheinheiligkeit zu schmeicheln. Sogar an dem Faust Göthe's, dem ersten Gedichte der Welt, ist unlängst eine solche

„Bearbeitung", d. h. die ödeste, blödeste, schnödeste Vereselung verübt worden. Als ob es Wolfgang dem Einzigen in den Sinn gekommen wäre, beim Schaffen seines ewigen Werkes an den vornehmen und gemeinen Theater-Janhagel zu denken! Seid ihr physisch und moralisch zu sehr verkommen, um den Faust, so wie er von seinem olympischen Vater gezeugt wurde, ertragen zu können, wohlan, so mag er für euch gar nicht vorhanden sein. Wenn ihr es aber wagt, schändende Hände daran zu legen, so werdet ihr erfahren, daß immer noch gesunde Ruthen auf deutschem Boden wachsen, um euch damit auf die frechen Finger zu schlagen. Im übrigen —

„Im übrigen und dies beiseiten
Bin ich ein Mann voll Höflichkeiten."

Denn jetzund frag' ich ein mehr oder minder zu verehrendes Publikum, ob in unserer schmierigen Bankzettelzeit nicht jedermänniglich seine Freude habe, so ihm mal wieder ein blankes und scharfgeprägtes Stück Hartgeld, Gold oder Silber, zu

Handen kommt. Wohl also, ein ähnliches Gefühl wandelt einen an, wenn aus der ungeheuer breiten Fläche der allermodernsten Literatur ein Schriftsteller mit eigenartigen Zügen sich erhebt, eine festumrissene Gestalt, auf sich selbst gestellt, frisch ausschreitend wie einer, dem es ganz gleichgiltig, ob sein Schuhwerk salonmäßig und seine Halsbinde hoffähig oder nicht, item auch ganz unbekümmert, ob er dem süßen und sauren Lesepöbel gefalle oder nicht.

Für einen solchen Autor nahm ich schon bei seinem ersten Auftreten den Neuling, der uns „Aus Halb-Asien“ so neue und merkwürdige Dinge zu melden wusste und uns von dort her eine ganze Bildergalerie mitbrachte; Landschaften, Historien und Genrebilder voll Linienbestimmtheit und Farbenreinheit. Auch unter seine „Juden von Barnow“ ließ ich mich gern durch Franzos führen und ich glaube fast, daß mir diese armen Menschen mehr Theilnahme abgewonnen haben, als die berühmtesten Kinder Israel des Alten und des Neuen Testaments.

Der Verfasser der genannten beiden Bücher, dachte ich, hat das Zeug zum Kämpfer wie zum Poeten und hat den Muth, eigene Wege zu wandeln, im Nothfall sich auch neue zu bahnen, statt auf der Heerstraße den ordinären gelehrten oder belletristischen Hundetrab anzuschlagen, welcher zeitgemäße Streber zu den Ehren und Würden von Alexandria und Byzanz bringt. Dann sagte ich mir: Jung muß der Mann sein, recht jung; denn sonst ginge er ja nicht so herzhaft, rücksichtslos und geradenwegs gegen Barbarei, Dummheit, Niederträchtigkeit und Tyrannei vor und an, würde die Dinge nicht so mit ihren wahren Namen nennen, würde bemänteln, statt bloßzudecken, verschmieren und vertuschen, statt an den Tag zu bringen und klarzustellen.

Wir alten ausgemusterten Idealisten finden einen solchen Wahrheitseifer, eine solche Geradheit, Grundsätzlichkeit und Rücksichtslosichkeit schön und haben unsere Freude daran, selbst auf die Gefahr hin, den großen Eiertanzkünstlern und Stocksprin- gern zu missfallen, welche die ganze Moral und

die ganze Politik glücklich auf die leichthandirliche Formel „opportun oder inopportun“ gebracht haben.

Unser Autor ist — Dank den Göttern! — von solcher Staatsmännischkeit noch nicht angekränkelt, sondern, wie gesagt, jung, gesund und gradaus. Ob er es jemals zum Von-Franzos und zum Hofrath bringen werde, ist zweifelhaft, aber für uns von keinem Belang. Uns genügt, daß er in ganz ungewöhnlichem Maße das Wissen, die Anschauungsgabe und die Gestaltungskraft besitzt, uns ein seltsam Stück Erde mit seltsamen Menschen darauf vor die Augen hinzuzaubern, greifbar anschaulich, pulsirend von Leben. Man spürt durchweg, der diese vor uns sich bewegenden, redenden, handelnden und leidenden Figuren formte, hatte sie vorher geschaut. Mit dem „Hineingreifen ins volle Leben“ allein ist es aber nicht gethan; man muß auch das Herausgreifen verstehen. Denn nicht alles und jedes, was Franzos in „Halb-Asien“ gesehen, eignete sich zu einer charakteristischen Darstellung. Bei der Auswahl

seiner Stoffe bewährte der Verfasser eben das Auge des Poeten, das Stilgefühl des Künstlers, und da er für jedes den entsprechenden Ton in der Brust und die richtige Tinte in der Feder hat, konnte er seinen Stoffen vollständig gerecht werden und so erschütternde Schildereien geben wie „Janku der Richter" oder so lachende wie „Wladislaw und Wladislawa".

Die neue, unlängst erschienene Leistung unseres Autors hat die Erwartungen, welche seine Erstlinge erregten, nicht getäuscht. Es ist noch dieselbe Frische, dasselbe hell und heiß lodernde Jugendfeuer darin, auch dieselbe Formplastik, aber die Anschauung ist umfassender und tiefer, die Darstellung hat ihre Mittel mehr in der Hand und verfährt zielbewusster. Man sieht, Franzos ist ein Strebender, was bekanntlich ein ganz ander Ding als ein „Streber". Jener strebt, sich zu entwickeln, dieser, andere zu verwickeln, nämlich in sein Interesse.

Das neue Buch, von dem wir handeln, heißt: „Vom Don zur Donau", mit dem Zusatze: „Neue

Kulturbilder aus Halb-Asien". Es könnte ebenso gut „Halb-Barbarien" heißen, denn der Schauplatz, auf welchen Franzos uns diesmal führt, ist der frühere: Galizien, Podolien, die Ukraine, Bulgarien, Rumänien „und der Enden", wie die Schweizer sagen. Der Inhalt des Buches ist reich und wechselnd; er setzt sich aus etnographischen Schilderungen, kulturgeschichtlichen Novellen und literarhistorischen Studien zusammen. Franzos ist aber völlig berechtigt, in der Vorrede zu betonen, daß sein Werk keineswegs nur „ein zufälliges Konglomerat von Artikeln" sei, sondern ein „einheitliches". Die Einheit des Buches erwächst aus dem Grundwollen des Verfassers, uns Land und Leute von Halb-Asien nach allen Seiten hin kennen zu lehren. Daß hierbei eine kräftig polemische Ader durch das ganze Werk laufen mußte, lag in der Natur des Stoffes. Denn Franzos konnte ja nicht umhin, auf die Ursachen und die Ursächer der zum Theil ganz gräulichen Zustände in jenen Gegenden hinzuweisen; und wie hätte das ohne Entrüstung geschehen können?

Der erste Band hebt mit dem „Onkel Bernhard“ an, zu welchem als Seitenstück das Eröffnungs-Kapitel des zweiten Bandes, betitelt „Die Gezwungenen“, zu stellen ist. Diese beiden Geschichten, welche im Carenreiche spielen, möchten insbesondere unseren berliner Russen zur Betrachtung und Beherzigung zu empfehlen sein. Die neueste Entdeckung und Offenbarung von seiten des Liberalismus und Patriotismus an der Spree geht ja bekanntlich dahin, daß die russischen Kanonen vor Plewna, im Schipka-Paß und anderwärts in der Türkei nur darum donnerten, um der „Humanität“ eine Bahn zu brechen, und die „civilisirende Mission“ des Carismus in ihrem Vollglanze leuchten zu machen. Vielleicht dürfte es aber doch nicht so ganz „inopportun“ sein, aller berliner Neunmalweisheit zum Trotz die Deutschen in Oesterreich wie im Reiche auf die Segnungen dieser civilisirenden Mission beizeiten aufmerksam zu machen und immer wieder aufmerksam zu machen.

An die besten Sachen in dem Novellen-Cyklus „Die Juden von Barnow“ erinnert im zweiten Bande des vorliegenden Werkes die Erzählung „Der wilde Starost und die schöne Jütta“. In der Schilderung des Judenthums von Halb-Asien entfaltet das Pathos des Verfassers überhaupt seine höchste Kraft und Macht; dabei ist noch zu rühmen, daß er sich von aller Sentimentalität frei hält. Man möchte oft sagen, Franzos handhabe seine Feder wie der Anatom sein Skalpell, so man nicht immer wieder aus seinen Darstellungen den Herzensantheil herausfühlte, welchen der Autor daran hat. In Liebe und in Haß. Nach der letzteren Richtung hin scheint mir Franzos den Polen gegenüber dann und wann zu weit gegangen zu sein. Ich selber bin wahrlich nichts weniger als ein Polenschwärmer, und seit der wüsten Feindseligkeit, welche die Herren Polen 1870/71 gegenüber von Deutschland so lärmend kundgaben, sind sie mir persönlich widerwärtig geworden. Aber trotzdem kann ich mich doch nie und nimmer der Wahrheit verschließen, daß an

dieser Nation ein weltgeschichtliches Unrecht verübt wurde, sowie auch nicht der Einsicht, daß dieses Verbrechen, vom deutschen Standpunkt angesehen, zugleich ein himmelschreiender politischer Fehler gewesen, welchen stockkonservative und nationalliberale Rabulisten gleich vergeblich wegzusophistisiren versuchen werden.

Die eigentliche Glanzstelle auf dem Wege „Vom Don zur Donau" finde ich da, wo der „Markttag von Barnow" abgehalten wird. Schon die Beschreibung der Morgenfrühe und des Sonnenaufgangs über der Steppe, womit die Schilderei beginnt, ist prächtig. Als ein Meister in der Zeichnung von Völker-Individualitäten erweist sich der Verfasser sodann, wann er uns in das bunte Gewühl des Marktplatzes der podolischen Stadt führt. Ich glaube nicht, daß, seit Sealsfield-Postl sein „Pflanzerleben" und sein „Kajütenbuch" geschrieben hat, im Fache der nationalen Charakteristik und der Rassen-Psychologie so treffliches geleistet worden sei, wie Franzos in diesem Kabinettsstück geleistet hat.

Die Biographie von „Martin dem Rubel" thut Einblicke in das Spiel russischer Diplomaten- und Polizeikünste auf, dem man in Oesterreich etwas mehr, etwas viel mehr Aufmerksamkeit schenken sollte, als man für nöthig zu halten scheint. Zugleich lehrt uns der Autor sehr charakteristische Einzelheiten aus dem Leben und Treiben österreichischer Gymnasien und Hochschulen kennen. Der Abschnitt gibt, obzwar mit Humor durchschossen, an Ernst den literarhistorischen Kapiteln: „Die Kleinrussen und ihr Sänger", „Die geistigen Strebungen der Bulgaren", „Rumänische Poeten" und „Rumänische Sprichwörter" nichts nach. Durch die Veröffentlichung dieser literaturgeschichtlichen Studien hat Franzos Fachmänner, sowie Literaturfreunde überhaupt zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Für viele dürfte ganz neu sein, was er namentlich über kleinrussische Poesie beibringt. Ich selbst zwar könnte mich rühmen, den Namen des gefeiertsten Dichters der Kleinrussen, den Namen des Taras Grigoriewicz Szewczenko, bei uns in weiteren Kreisen zuerst

bekanntgegeben zu haben, falls dieses Verdienst nicht vielmehr dem Herrn J. Georg Obrist in Innsbruck zukäme, welcher meine Bekanntschaft mit den Dichtungen des genialen und unglücklichen „Kobsaren“ freundlich vermittelt hat. Zieht man die Summe des Inhalts vom vorliegenden Buche, so muß man sagen, daß weitaus das tröstlichste, was Franzos uns darin bietet, der von ihm in den literarhistorischen Abschnitten geleistete Nachweis der Bildungsfähigkeit von Völkern ist, welche noch so tief im physischen und moralischen Schmutze der Halbbarbarei stecken. Die erquicklichste Frucht, welche die geistige Thätigkeit der Rumänen bislang gezeitigt hat, ist ihr Sprichwörterschatz. Darin ist viel Mutterwitz und auch mehr Geist und Eigenart als in den nachahmenden Versuchen der Kunstpoeten an den Ufern der Dombrovitza.

Ein Buch übrigens für nervenschwache Damen und Herren ist „Vom Don zur Donau“ nicht. Der Gesammt-Eindruck, welchen es hervorbringt, ist düster. Wir wandeln darin unter einem

schweren, zumeist bleigrauen Himmel und auf einem mit Unkraut und Koth bedeckten Boden. Von Theekesselfühlsamkeit, Glattstreichelung und Schönfärberei keine Spur. Herbe Thatsächlichkeit und strenge Wahrhaftigkeit durchweg. Ein Hauch hochtragischen Ernstes geht durch das Buch, und wo darin gelacht wird, klingt das Lachen bitter wie der Schmerz und schneidend wie die Verzweiflung. So z. B. in dem Abschnitt „Henker und Bajazzo", wo etliche der vielen grotesken Brutalitäten erzählt werden, welche zu Anfang der fünfziger Jahre die Reaktion in Oesterreich zur größeren Ehre von Altar und Thron verüben zu müssen glaubte.

Zum Schlusse muß ich sagen, daß ich sehr begierig wäre, zu erfahren, in welchem Schubfache der berühmten „sittlichen Weltordnung" Völkerzustände, wie sie „vom Don zur Donau" seit Jahrhunderten vorhanden, eigentlich unterzubringen seien. Vielleicht gibt mir mein Freund Carriere, der kenntnißreiche und begeisterte Apologet und Prediger genannter Weltordnung,

darüber Auskunft. Er hat mir unlängst den sanften Vorwurf gemacht, daß ich die Kreuzzüge einen riesigen Schwindel genannt und doch die großen kulturgeschichtlichen Folgen derselben anerkannt hätte. „Wie reimt sich das?" fragte er. Gar nicht. Aber gibt es denn — namentlich auf religiösem Gebiete — nicht noch gar manche gleich riesige oder noch riesigere Schwindel, deren welthistorische Wirkungen sich auch sehr schlecht oder gar nicht mit ihren Ursachen reimen? Mitunter bedarf es sogar nicht einmal eines riesigen Schwindels, um gewaltige Völkerbeben mit unberechenbaren Folgen hervorzurufen. Ein winziger thut's auch, zum Beispiel die spanische Thronkandidatur eines sigmaringer Prinzen. Wollte ich mich auf Carriere's Standpunkt stellen, so könnte ich ihn fragen: Wie reimt sich „Halb-Asien" mit der „sittlichen Weltordnung"? Oder auch: Wie reimt sich der Varzinismus mit dem Konstitutionalismus? Oder wie reimt sich die Reichsfinanznoth mit der Fünfmilliardenbeute? Oder wie reimt sich notorische Gründergenossen-

schaft mit parlamentarischer Integrität? Oder — doch genug. Der Standpunkt meines Freundes ist ja nicht der meinige und also brauche ich ihn nicht mit „inopportunen" Fragen zu behelligen. Du lieber Gott, als ob sich alles reimen müsste, reimen könnte in dieser ungereimten Welt!

8.

Mitte Februars 1878.

Das ist sicher, liebe Freundin, Langeweile gehört nicht zu den Uebeln unserer Zeit. Was für Spektakel haben wir beide schon erlebt! Revolutionen und Reaktionen, Staats- und Kirchenstreiche, Rasereien des Aberglaubens und des Unglaubens, himmelan fliegende Illusionen und höllenab stürzende Enttäuschungen, diplomatische Kunststücke, vor welchen der gute Machiavelli bewundernd sich verneigen würde, und riesige Kriege, welche den Todtentanz der Weltgeschichte mit neuen Weisen und Wendungen im Kolossalstil bereicherten.

Heute haben wir einen todten Papst im Vatikan und die Russen vor Konstantinopel oder gar darin. „Nous sommes dedans!“ soll der russische Botschafter in London, Graf Schuwaloff, dem Schwachmattiker Derby lächelnd zugeflüstert haben. Der russische Botschafter in Wien könnte wenigstens dem Herrn Grafen Andrassy lächelnd ins Ohr gewispert haben: „Vous êtes f.... mon cher duplomate!“

Dem neunten Pius scheint die Kraft zum fluchen, worin er so Erkleckliches geleistet hatte, etliche Wochen vor dem Athen ausgegangen zu sein. Vielleicht drängte sich dem Greise angesichts des großen Nichts, vor welchem er stand, das Gefühl der Nichtigkeit seiner dogmatisirten Vice-herrgottheit auf und mahnte ihn, seine fliehenden Odemzüge nicht in Anathemen zu vergeuden, die ja doch nur gerade so eitel wären wie alles andere. Da mag denn — des Papstes Gebaren gegenüber dem sterbenden ersten König von Italien deutet ja darauf hin — die ursprüngliche Milde seines Naturells die harte Kruste des

Unfehlbarkeitgrößenwahns schließlich noch einmal durchbrochen haben. Immerhin wird Pius der Neunte eine der denkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts bleiben, auch wenn man ihn rein nur für eine Marionette der Jesuiten ansehen will oder kann. Er liefert einen glänzenden Beweis für den alten Satz, daß Kleider Leute machen, weltgeschichtliche Figuren sogar. Was wäre Giovanni Mastai-Feretti ohne Papstornat und Tiara gewesen? Gewiß nichts als ein ordinärer italischer Conte. Als Pius der Neunte dagegen stellte dieser höchst mittelmäßige Kopf und unwissende Prälat etwas vor in der Welt, etwas Großes, Ungeheures; denn er repräsentirte ja Riesigmächtiges: — das Ewig-Dumme. Und Muth hatte dieser Größenwahnwitzige, das muß man sagen. Ein Feigling hätte gar nicht zu denken, geschweige zu thun gewagt, was er that. Er schlug seinen Fischerring alswie, so zu sagen, einen tirolischen Schlagring der modernen Kultur mitten ins Gesicht und stellte die Dunkelvölle des 11. Jahrhunderts keck in die Gaslichtshelle

des 19. hinein. Der Syllabus vom 8. December 1864 ist eins der wundersamsten Aktenstücke der Kulturgeschichte. Ein Triumphlied des Ewig-Dummen von A bis Z! Nebenbei eine Urkunde, welche der Nachwelt darthun wird, was für ein erbärmliches Geschlecht die Menschen unseres Jahrhunderts sein mussten, um solchen Schimpf sich gefallen zu lassen. Möglich freilich auch, daß unsere Nachfahren meinen, wir müssten recht kluge Leute gewesen sein, maßen wir das Encyklika-skandal für einen schlechten anachronistischen Spaß angesehen und als solchen nur eines spöttischen Achselzuckens gewürdigt hätten .....

Die Russen sind „drinnen" und die „Fahne des Propheten", vor deren Faltenrauschen dereinst Europa erbebte, blieb als der vermoderte Lappen, der sie ist, ruhig in ihrem Futteral. Der Car wird wohl allergnädigst eine Weile noch ein Scheinsultanat gestatten, wie ja seine Vorgänger und Vorgängerinnen zu ihrer Zeit auch verschiedene tatarische und kalmükische Scheinchanate, item kurländische Scheinherzogthümer und polnische

Scheinkönigskronen gestatteten, bevor das alles in dem Riesenmagen der Hagia Moskawia verschwand. Deutsche Historiker haben viel Mühe und Scharfsinn auf den Nachweis verwandt, daß Peters des Großen bekanntes Testament nur eine literarisch-politische Mystifikation sei. Aber dem erbrachten Nachweise zum Trotz lebt und marschirt das Testament ganz prächtig, bis zum Amur, zum Oxus und zum Euphrat, über die Donau, über den Balkan und zum Bosporus.

Ich erinnere mich mit einer quasi mephistophelischen Genugthuung, daß mich vor kaum einem halben Jahre, im September 1877, als besagtem Testament bei Plewna etliche Knüppel in den Weg geworfen waren, zwei liebe Freunde fast mitleidig ansahen, als ich schlechterdings nicht glauben wollte, es sei jetzt ein für allemal der Beweis geleistet, wie lächerlich die Besorgniß vor Russlands um sich greifender Macht wäre. „Nicht einmal mit den Türken können die Russen fertigwerden", hieß es wohlgefällig. Ei, wo sind denn jetzt die Türken? Auf dem Zickzackwege — man

muß doch das Dekorum ein bißchen wahren — zu dem vorhin erwähnten Riesenmagen.

Nachdem der „kranke Mann“ im Turban also glücklich mit Eisen, Blut und Feuer kurirt ist, wird sich der große Heilkünstler von der Newa nach andern Patienten umsehen müssen, damit seine „Kulturmission“ nicht raste. Es wird demnach wohl bald eine „kranke Frau“ geben, die gute Dame Austria, welche ja ohnehin schon etliche Jahre her an der Ausgleichsbleichsucht serbelt. Die Ignatieff, Tschernajeff, Fadejeff und noch verschiedene andere Effs und Offs werden in Verbindung mit ihren czechischen und sonstigen Slavenbrüdern in Oestreich schon dafür sorgen, daß zur besagten Bleichsucht bald auch noch der slavische Brand hinzutrete. Die Herren Magyaren dürften dann verschiedene und bewegliche Ursachen haben, der Staatsmannheit des Beherrschers von Terebes zu gedenken. Und die Deutschöstreicher? Je nun, das sind gute Leute, welche zwar zu Zeiten ein bißchen bellen, aber niemals beißen, und welche sich wie in andere

Krache so auch in den östreichischen Hauptkrach zu seiner Zeit mit guter oder schlechter Manier finden und fügen werden.

Von unserer lieben Frau Germania schweig' ich heute billig. Die Reihe des Krankgesagt- und Kurirtwerdens à la Moskow kommt ja erst später an sie, wann wir beide, liebe Freundin, über die patriotischen Sorgen und Kümmernisse, wie über alle anderen, längst hinwegsein werden. Reichsfeinde sagen, genannte großmächtige Frau sei im russisch-türkischen Handel — in welchem, nebenbei bemerkt, von allen unmittelbar oder mittelbar oder auch scheinbar gar nicht Betheiligten die Türken weitaus am ehrlichsten und anständigsten sich benommen und darum auch von rechtswegen das Spiel verloren haben — ja, also Reichsfeinde sagen, Germania sei im russisch-türkischen Handel als ebenso verschwiegene wie dienstbeflissene Gelegenheitsmacherin des Herrn von Moskow zum Vorschein gekommen. Aber, du lieber Himmel, was sagen Reichsfeinde nicht alles? Wir Reichsfreunde unsererseits fragen:

Hätten etwa die Deutschen den „großherzigen Briten“ die orientalischen Kastanien aus dem russischen Feuer holen sollen? Das fehlte noch! Wir wollen wahrhaft froh sein, so wir schließlich nicht noch kommandirt werden, die türkischen Kastanien unserer theuren Russen gegen die Griffe der großherzigen Briten vertheidigen zu helfen.

Wissen Sie aber, meine Beste, was der Humor davon ist? Nämlich von dem jetzo glücklich und glorreich beendigten Kreuzzug carischer Christlichkeit, Kulturbegeisterung und Humanitätsekstase? Dieses zuvörderst, daß die verschiedenen Kläffer, welche dort unten dem Bären so gelehrig zur Türkenjagd folgten, jetzo erst recht ordentlich unter die Fuchtel kommen und die civilisatorische Mission des heiligen Kantschu gründlich kennen lernen werden. Zweitens — und das ist der bei weitem größere Humor davon — werden wir, so nicht alle Zeichen trügen, es ja wohl noch erleben, daß der Bär und der Leopard zu wüthendem Kampf einander anspringen, damit das Narrenkredo von der Menschenbruderschaft und der

Völkersolidarität um eine recht flammenrothe Beleuchtung bereichert werde. Mir klingt in der Erinnerung ein prophetisch Wort, vor mehr als dreißig Jahren von einem Manne gesprochen, welchem ich sehr zugethan war und ob dessen vergessenem Gebein und verschollenem Namen schon lange der Rasen einer virginischen Prairie grünt. Wollen Sie es hören?

„England! Du hast gehämmert und geschmiedet,
Gewebt, gewalkt, gewirkt und appretirt,
Gebohrt, geschürft, gekocht, gedampft, gesiedet,
Geschachert, prachert, wuchert, spekulirt,
Gelogen und betrogen unermüdet,
Geknechtet, blutgesogen, massakrirt,
Verrathen, wo sich nur Profit dabei fand,
Der Völker frommstes unter Gottes Beistand.

„Schling', schling'! Du stachelst nur des Hungers Qualen
Und reizest nur zu heißrer Gier den Rachen;
Dich sättigen nicht Minister, nicht die Skalen,
Nicht freies Korn, noch andere freie Sachen.
Schling'! Schling' dich fort bis zu Gränze Malen,
Wo des Barbaren Doppeladler wachen.
Und da? Da heißt's „„Die Schwerter aus der Scheide,
Die Welt hat keinen Raum mehr für uns beide!""

Nachschrift vom 1. März 1878. Die Weissagung meines verstorbenen Freundes wird früher oder später in Erfüllung gehen, falls England sein indisches Reich nicht ohne Gegenwehr dahingeben will. Möglich, daß die englische Oligarchie, welche ja ohne die Ausbeutung Indiens nicht existiren kann, zur Einsicht gekommen oder kommt, dermalen sei der unausweichliche Kampf mit Russland immerhin noch leichter und mit größerer Aussicht auf Erfolg zu führen als später, und demnach einen ernsthaften Versuch macht, die Verschluckung des Halbmonds durch den Bären zu verhindern oder wenigstens zu einer unvollständigen zu machen. Möglich aber auch, daß der britische Leopard seinen Schweif, nachdem er mit demselben parlamentarisch und marinistisch regelrichtig demonstrirt hat, wieder zwischen die Hinterbeine klemmt und sich in einen bright'schen Baumwollenballen verkriecht.

Was uns Deutsche betrifft, so hat uns der Herr Reichskanzler mittels seiner Reichstagsrede

vom 19. Februar belehrt, daß Germania zur Rolle einer Maklerin an der Börse der Großmachtspolitik bestimmt sei. Sie ersehen daraus, liebe Freundin, wie sehr ich rechthatte, als ich Sie Mitte Februars, also mehrere Tage vor der Offenbarung vom 19., an den echtdeutschen Lehrspruch „Bescheidenheit die schönste Zier!“ erinnerte. Der Reichskanzler hat auch witzig bewiesen, daß es ein bloßer Aberglaube, zu meinen, die Herrschaft der Moskowiter am goldenen Horn bedeute eine Zunahme der slavischen Macht und diese Zunahme sei gleichbedeutend mit einer Bedrohung des Germanenthums. Der reichskanzlerische Witz rief natürlich das nationalliberale Beifallslachen hervor und wenig fehlte, daß einer der Lacher — vor Zeiten sah ich ihn den Demokraten spielen — in offener Reichstagssitzung vor Entzücken die russische Nationalhymne angestimmt hätte. Wenigstens konnte er sich nicht enthalten, zu „konstatiren“, daß Dinge wie Panslavismus, Peters Testament u. dgl. m. nur Flausen und „Gespenster“ seien und daß es folglich thöricht und „unzeitgemäß“,

auf die russische Politik „misstrauisch“ zu blicken. Schließlich hoffte der Gute, Deutschland werde auch fernerweit „im Verein mit Russland“ zeigen, daß es ein „Reich der Gerechtigkeit und der freien Entwickelung“ sei. Ist das nicht rührend? „Ein Reich der Gerechtigkeit und der freien Entwickelung“ im Verein mit dem Carismus?

„Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir um's Angesicht?“

Ach nein, ich sehe leider nur zu deutlich! Ich sehe das Traurige, daß nur noch sogenannte oder wirkliche Reichsfeinde ein von der elenden Gunstbuhlerei des Tages nicht eingelulltes Gefühl der Gefahr haben, welche die angebliche Maklerpolitik für unser Vaterland mitschaffen hilft. Und noch etwas anderes seh' ich, den von unserem Platen schon anno 1833 signalisirten „Rubel auf Reisen“. Wie er rollt und gleißt!

„Einst gab's nur einen Kotzebub,
Jetzt gibt's ein ganzes Schock.“

# „Sauerampferiana".

## Vorbemerkung.

Mein sechs Fuß tief seliger Freund Jeremia Sauerampfer, welcher ungeachtet des geräuschlosen Daseins, so er geführt, einem mehr oder weniger zu verehrenden Publikum nicht ganz unbekannt geblieben ist, hat mir bekanntlich seinen handschriftlichen Nachlaß vermacht, aus welchem ich etzliche Sauerampferstengel beifolgend mitzutheilen mir erlaube. Der erste ist ein Bruchstück aus den „Denkwürdigkeiten" Jeremiä, welche ich später vollständig herauszugeben gedenke. Die Jamben „Aus dem Diarium eines Heiden" und die Stanzen „Philosophie des Bewussten" sind Proben der poetischen Stilübungen, welche mein Freund zu begehen pflegte, wann er einen seiner Gichtanfälle hatte. Er nannte das „Die Kunst, des Lebens Unverstand mit Rhythmus zu genießen".

Oktober 1877.

J. S.

I.

# Das Gastgeschenk des Genius.

. . . . . Ich habe ein, was man so heißt, prosaisches Dasein geführt. Hatte einerseits für Poesie keine Zeit und anderseits wimmelt unsere Gegenwart so von Dichterkolossen, daß jeder Gedanke an Konkurrenz sich verbot. Mitunter zwar, wann ich unversehens an so ein Riesending stieß und selbiges umfiel, bemerkte ich, daß der Koloß auf thönernen, sehr thönernen Füßen gestanden hatte, und wenn ich dann den vom Kameradschaftswind zum Klassiker aufgeblasenen Papiermann näher untersuchte, fand ich, daß selbiger nur eine Abart, eine literarische Abart von der zeitgemäßen,

reichsfreundlichen, liberalen und lukrativen Gründerei vorstellte. In diesem Geschäftszweige war ich nun vollends ganz unfähig zu konkurriren, da ich als altmodischer Mensch wunderlichst darauf versessen gewesen bin, als anständiger Mann durchs Leben zu gehen, ja sogar so obsoletes Rumpelkammerzeug wie Worttreue, Gewissen und dergleichen mehr in Ehren zu halten.

Obzwar ich nun aber aus diesen und verschiedenen anderen Gründen an die liebe Prosa mich hielt, bin ich doch auf meiner Lebensbahn dann und wann mit der poetischen Welt der Gegenwartsblague und der Zukunftsclaque in Berührung gekommen, wenn auch meist nur auf Distanz, und von so einem Erlebniß will ich jetzo reden.

In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts lebte ich in einer kleinen Stadt der nordöstlichen Schweiz. Diese kleine Stadt soll dermalen, wie ich höre, zu einer europäischen Großstadt hinaufgewachsen worden sein und alle Schattenseiten einer solchen besitzen. Dazumal war es ein lieber

und angenehmer Ort, welcher alle Hilfsmittel einer Stadt — z. B. eine sehr reiche Stadtbibliothek — mit ländlicher Ruhe und Einfachheit vereinigte. Auch eine auskömmliche Anzahl von Menschen, mit welchen man ersprießlich verkehren konnte, gab es daselbst. Item einen Wein, der aus „währschaften“, an wirklichen Rebstöcken gewachsenen Trauben gekeltert war. (Der geneigte Leser bemerkt, daß ich von einer märchenhaften, von einer Goldenen-Zeitalter-Zeit spreche, die unwiederbringlich dahin.) Bei solchem Wein fand sich nicht allzu selten ein Kreis von guten Gesellen zusammen, die mir lauter liebe Freunde wurden. Die Mischung von Deutschen und Schweizern war gerade die richtige. Es ist da nicht wenig Rebensaft, aber noch mehr Humor verbraucht worden. Wir hatten auch Leute unter uns, die vieler Menschen Städte und Sitten gesehen hatten, in verschiedenen Zonen und Erdtheilen. So mein lieber Freund Samson Barthold, ein eifriger Streber nach Wissen, Wohlwollen und nebenbei auch nach Wohlstand. Auch

die Kunst war in unserem Kreise gut vertreten. So durch meinen lieben Freund Thaddäus Templer, der ein Meister auf dem Piano und der Orgel war, etwas zukunftsmusikalisch angeraucht, aber trotzdem ein gescheider und liebenswürdiger Mensch. Die Stadtkirche besaß eine vortreffliche Orgel, was dazumal in jenen ketzerischen Gegenden eine Seltenheit war, und wenn Meister Thaddäus uns eine rechte Freude machen wollte, so lud er uns zu einem musikalischen Privatissimum in die Kirche und erbaute uns manche liebe Stunde lang durch sein herrliches Spiel. Selbiges war auch weitum bekannt.

Eines Tages theilte uns Templer mit, daß in der nahen Hauptstadt zwei superlativische Zukunftsmusiker grassirten, der große Gaukel und der größere Schwarbel. Er hätte die Wonne gehabt, ihnen vorgestellt zu werden, und sie thäten ihm die sonderbarliche Ehre an, sein Orgelspiel hören zu wollen. Zu diesem Zwecke würden die beiden Größen sammt ihren Damen, begleitet von noch anderen Zukunftsgenussen, nächster Tage

in unsere Stadt sich herausverfügen, welche ja nicht allein um ihrer Orgel willen, sondern auch wegen der feinen Küche des alten Gasthauses „Zur zahmen Frau" bei Leuten von Genie und künstlerisch gebildetem Gaumen einen wohlbegründeten Ruf hatte. Kurz und gut, die erlauchte Sipp- und Gesellschaft wollte unsern Meister Thaddäus orgeln hören und dann in dem Feinschmeckern wohlbekannten „Sälchen" der „Zahmen Frau" ein extrafeines Diner einnehmen.

Das war nun etwas für meinen Freund Samson Barthold, der etwas darauf hielt, mit großen Männern zu verkehren. Er erbot sich, sämmtliche Paragraphen des Diner-Problems mit Herrn Fax, dem Wirth „Zur zahmen Frau", zu vereinbaren, und seine kulinarisch-national-ökonomischen Bemühungen hatten das Resultat, daß er uns verkündigen konnte, die Geniusse der Zukunftsmusik würden gestehen müssen, daß man im bewussten Sälchen klassischer speis'te und tränke als irgendwo in Wien oder Hamburg oder Paris.

Der große Tag kam. Die beiden Musikmessiasse langten aus der Hauptstadt an, einen ziemlich langen Pfauenschweif von mehr oder minder zukünftigen Berühmtheiten hinter sich herziehend. Ich erinnere mich nur noch, daß auch Jörg Tyrannenknicker und der Herr Professor Pfluder darunter waren, welcher letztere bekanntlich den Darwinismus lange vor Darwin erfunden haben wollte. Unter den Damen stachen zwei hervor: die Frau Herzogin von der Windmühle, des großen Gaukels Nachtsacksträgerin, und eine schöne junge Donzella Gaukelina, welcher es, glaub' ich, vorherbestimmt war, nach allerhand Schicksalen zu des größeren Schwarbels Gemahlin erhoben zu werden. Der große Gaukel trug übrigens dazumal noch keine Tonsur, sondern vorerst eine profane Glatze, und den größeren Schwarbel konnte man noch ungefährlich ohne Zwangshemd herumgehen lassen, maßen sein Größenwahn noch keine Hörner geschoben hatte.

Templer orgelte prächtig. Doch konnte ich es mir schon verzeihen, daß ich diesmal meine

Aufmerksamkeit weniger seinem Spiel als seiner Zuhörerschaft zukehrte. Du lieber Himmel, so viel Genialität auf einem so kleinen Raume, ja so zu sagen auf einem Präsentirteller vor sich zu haben, das war denn doch keine Kleinigkeit! Nun aber passirte mir etwas ganz Absonderliches, ja geradezu etwas Blasphemisches, indem sich mir hallucinatorisch die ganze Zukunftsgruppe allmälig in die Zigeunerbande aus Webers Preciosa verwandelte, jedennoch ohne Preciosa. Ich mochte an dieser Respektswidrigkeit noch so unschuldig sein, selbige erschreckte mich doch höchlich und ich war froh, als mit dem Aufhören von Templers Spiel der böse Spuk zerstob.

„Natürlich kommst du mit zum Diner," sagte mein lieber Freund Samson, als wir, die Zukunftsherrlichkeiten ehrerbietig begleitend, die Kirche verließen. „Ich habe einen Platz für dich belegt."

„Schön von dir, aber überflüssig," gab ich zur Antwort.

„Wie?"

„Ich gehe nicht hin, Bester, obzwar ich, wie du weißt, der Gastrosophie des Herrn Fax die höchste Achtung zolle.“

„Aber, was hast du denn?“

„Furcht, Liebster, Furcht. Sag' dir, habe da drinnen in der Kirche eine Vision gehabt, eine Vision! Na, guten Tag und guten Appetit!“

„Aber sei doch kein Narr!“

„Narr hin, Narr her; ich sag': Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, denn sie werfen einem bekanntlich die Stiele ins Gesicht.“ . . .

Im Verlaufe des folgenden Tages kam Freund Samson zu mir hinaus, da ich etwas abseits der Stadt wohnte. Wunderlicher Weise schien mir sein Gesicht etwas länger als gewöhnlich, und daß ein gewisser Leidenszug um seine Augen- und Mundwinkel spielte, war nicht nur Schein, sondern Wirklichkeit.

„Bidamag-buden?“ fragte ich.

„Was?“

„Deutsche sagen Katzenjammer.“

„Ach, nein.“

„Habt ihr denn gestern nicht geschlampampt?“

„Doch. Wenigstens war die Kombination und Komposition des Menu ein faxisches Meisterstück und der Sekt floß reichlich, sehr reichlich.“

Hier seufzte der Gute beweglich und fasste mit seiner rechten Hand an seine linke Brusttasche, als ob ihn dort herum etwas juckte, zwickte oder brännte.

„Also verlief alles im vornehm-olympischen Stil?“ fragte ich weiter.

„Vornehm, ja, insofern nur französisch gesprochen wurde. Jörg Tyrannenknicker redete ein so lyrisches Französisch, daß ich es anfangs für ein klassisches Schwäbisch hielt.“

„Aber es musste von dem Ueberfluß an Geist, der da strömte, doch auch für euch etwas abfallen.“

„Geist? Geist? Mir ist, als röche ich noch den Qualm der Weihrauchpfannen, welche eine der Berühmtheiten vor der anderen anzündete.

Es war geradezu widerlich. Auch das emancipirte Wettrauchen der Damen mit den Herren hatte bald den Reiz der Neuheit verloren. Wir, Templer und ich, langweilten uns nach Noten."

„Nach Zukunftsnoten?"

„Vermuthlich. Was ich aber weiß, ist, daß mir Herr Fax heute früh diese Gegenwartsnote zugeschickt hat."

Sprach's und zog aus seiner Brusttasche ein Papier von erschrecklicher Länge.

„Wie? — die Rechnung für das Symposion der Olympier?"

„Ja."

„Und du hast sie bezahlt?"

„Was sollte ich anderes thun? Ich war ja so dienstfertig gewesen, das verdammte Diner zu bestellen."

„Siehst du, Alter," sagte ich lachend. „Es war doch nicht ohne, wenn ich gestern von Kirschenstielen sprach."

„Du hast gut lachen. Ich aber habe zum Schaden natürlich noch den Spott. Die dumme

Geschichte ist schon in der ganzen Stadt herum. Vorhin begegnete mir der Rektor vom Gymnasium und redete mich als „Herr Trimalchio“ an. Der Teufel weiß, was er damit meinte, der alte Schalk. Jedenfalls kein Kompliment.“

„Ein Kompliment allerdings nicht gerade. Aber lass' doch die Leute schwatzen und lachen und tröste dich mit einem Wahrspruche Göthe's.“

„Göthe's?“

„Freilich. Im Tasso, weißt du? sagt die gescheide und praktische Leonore zur Prinzessin:

„Stets ist es vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So lässt er dir ein theureres zurück.“

## II.

# Aus dem Diarium eines „Heiden".

(Sommer 1873.)

---

### 1.

Religionsgeschichte heißt die Mumiensammlung,
Allwo die Götterleichen, balsamirt
Und rubricirt und nummerirt, zur Schau
Gestellt sind — schöne Raritäten!
Die meisten ungeheuerlich, ja gradezu
Barnum'sche Fratzen, wüste Höllenbreughel,
Der armen Menschheit grause Wahnsinnsträume,
Wodurch sie sich ihr Elend, ihre Noth,
Ihr ewig Hangen = Bangen zwischen Furcht
Und Hoffnung gegenständlich machen und
Den Jammer, Mensch zu sein, zu einem Klumpen
Zorn, Haß, Verzweiflung, kurz, zu einem Götzen
Zusammenballen wollte, um davor
In unbewusster Selbstironisirung

Zu knieen und zu räuchern . . . Einmal nur
War licht und hold der Traum, als Hellas träumte
Von idealen Menschen, die als Götter
Und Göttinnen in stiller Marmorschönheit
Verkörpern alles, was auf Erden hold,
Erstrebenswerth und herrlich . . . . Aber wir,
Was werden wir der Nachwelt überliefern
Für Götter? Keine oder höchstens etwa
Den Deus Schwindel oder auch die Dea
Utilitas mit Cul de Paris, Chignon,
Gummigaloschen, in der einen Hand den
Kurszettel, in der anderen das Töpfchen
Liebig'schen Fleischextrakts. Denn wir sind praktisch
Realpolitisch und, soweit es nützlich,
Realreligiös, kurzum höchst positiv.
Der Teufel mag die Ideale holen!
Thatsachen wollen wir und nur Thatsachen!
In *unsern* Augen überragt ein fetter,
Solider Düngerhaufen den Olymp.
Und weil wir ungeheuer klug und praktisch
Und weil so fürchterlich wir fortgeschritten,
Liegt hinter uns das Märchen von den Göttern
Und glauben *wir*, des „neuen Glaubens" Gläub'ge,
Als an den Urgott nur noch an den Urdreck.

---

## 2.

Des Jahres Hochpracht liegt jetzt auf der Erde,
Heiß wie das Abendroth dort auf dem See

Nach schwülem Tag, und in der Abendstille
Glaubt man von fern die tausend Katarakte
Droben im Hochgebirg rauschen zu hören.
Da drunten in der Stadt ist auch allmälig
Verstummt des Lebens tausendfach Geräusch
Und allum breitet sich der Dämmerfriede,
Als hüllte sich die müdgeschaffte Welt
In ihre Schlummerdecke, um behaglich
Die Glieder streckend sich der Nacht zu freu'n.
In solcher Stunde hebt im Menschenherzen
Die Nachtigall Erinnerung ihr Lied
Zu singen an, der Sang von alledem,
Was schön und gut und lieb dereinst gewesen,
Und wie du mir, du Unvergessene,
Weil Unvergessliche, am Fenster hier
An solchen Abenden zur Seite saßest
Und wir des wundersamen Augenblicks
Mitsammen harrten, wo vom Firnschneehaupt
Des Glärnisch jählings fiel ein Silberblick
In's Dämmergrau der Thalgebreite rings.
Wir kannten das: es war ein Gruß, dem Riesen
Von seinem Freund, dem Monde, zugeworfen,
Wann dieser in der Fülle seines Lichtes
„Still und bewegt", ein göthe'sches Gedicht,
Im Osten kam herauf .... Auch heute kam er
Und grüßte seinen alten Freund, den Glärnisch,
Und goß verschwenderisch die Silberfülle
Auf Land und See, auf Blatt und Blüthe nieder.
Und als, von tiefem Sehnen angefasst
Nach dir, der unvergesslich Unvergessnen,

Ich träumend in das bleiche Lichtmeer schaute,
Da regte sich's darin wie Händewinken,
Wie zärtlich Händewinken, und ein Flüstern,
So sanft und süß, als wär's des Mondlichts Stimme,
Floß in die Seele mir: „Ich bin bei dir!"

---

3.

Sie nennen's vornehm jetzt den „Kampf um's Dasein"
Das eherne Gesetz, kraft dessen Hunger
Und Haß den Riesenkessel heizen, der
Erzeugt den treibenden Entwicklungsdampf.
Das braust und saust und rasselt und rumort
Und reißt unwiderstehlich vorwärts, vorwärts
Den Eilzug nach Schlaraffia, dessen Auen —
So sagen unsre neuesten Propheten,
Die alles wissen und noch etwas mehr —
Schon in der Ferne sichtbar, ja so nah' schon
Daß deutlich die gebratnen Tauben man,
'rumfliegen sieht und alles übrige
Schlaraffische sich reizend präsentirt, —
So reizend, wie nur je ein Lug- und Trug-
Eden sich in Saharaluft gespiegelt . . . .
Glück auf zu dem gelobten Land der Zukunft,
Allwo zur vollesten Verwirklichung
Gelangt sein wird des Aristoteles
Prophet'scher Satz: „Der Mensch ist von Natur
Ein Staatsvieh." Folgerichtig also
Der Zukunftsstaat vielmehr ein Zukunfsstall,

Wo jedem seine Raufe, seine Krippe,
Sein täglich Quantum Heu und Hafer, item
Die gleiche Schütte Streu et ceterum
Von der „Gesellschaft“ zugemessen wird.
Das liebe aristoteles'sche „*Ζῶον
Πολιτικὸν*“ muß sich behaglich finden
In solcher Stall-Egalité, wo jedes
Und alles uniform, so daß sogar
Die Hörnerlänge bis auf Zoll und Linie
Genau dieselbe sein muß und kein Bürger
Darf wen'ger Durst als wie der andre haben,
Auch keine Bürgerin Liebhaber mehr
Als ihre Nachbarin . . . . Jedoch die Menschen —
So fragt ihr — was wird aus den Menschen wohl
Im Zukunftsparadiesesstall? — Thörichte Frage!
Denn Menschen gibt's darin ja keine mehr.

---

4.

Auf meinem Tische stand ein hübsch Gefäß,
Ein Blumenkelch, den ich geschenkt bekommen.
Das Ding sah ganz so aus, als wär's Kristall,
Nicht aus der Glasfabrik, nein, aus der Bergkluft
Herstammend, und gar zierlich auch geformt,
Zwar „Imitation“, doch ganz „modern“.
Und Blumen standen drinn, auch ganz „moderne“,
Voll Glanz und Farbe, aber ohne Duft.
Der Kelch war Glas, die Blumen Treibhauswaare;
Ich wusste das, doch hatt' ich Freude dran:

Man täuscht sich eben immer wieder gerne
Mit in der großen Welt- und Lebenstäuschung,
Im Kleinen wie im Großen. Diesmal aber
War's mit dem schönen Schein gar bald vorbei.
Des Nachbars Kind, die kleine wilde Hummel,
Kam in die Stube mir gesaust, um sich
Gewohntermaßen in dem Schaukelstuhl
Zu wiegen; satt des Spiels dann fuhr
Nach ihrer Art sie hastig hin und wieder,
Beguckend dies und das, und plötzlich — krach! —
Hatt' sie vom Tisch den Blumenkelch gestoßen,
Daß er am Boden schrill zersplitterte.
Losbrechen wollt' ich, zornig schelten; aber
Als ich die Kleine bleich und wie vernichtet
So vor mir steh'n sah, hielt ich an und sagte:
Es ist wie Glück und Glas! — Das Sprichwort kam
Mir nur so auf die Lippen; doch das Kind,
Nachdem es sich durch tiefes Athemholen
Die Brust erleichtert, echo'te den Satz
In Frageform: „Gelt, nur wie Glück und Glas?"
Und zur Bekräftigung lacht es hellauf . . . .
Dankbar hab' ich geküßt den Kindermund,
Der, „unbewusster Weisheit froh", bestätigt,
Daß, wenn ein „Glück" dahin, zumeist nur Glas
Zerbrochen ist. — Wirf's zu den andern Scherben!

---

## 5.

Wann angewidert du die Blicke kehrst
Ab von des Lebens Heerstraß', die gepflastert
Ist mit Gemeinheit und vom Schwindel staubt —
Wann es dich ekelt, das Verdienst zu seh'n
Besiegt, verhöhnt von frecher Gaukelei;
Zu sehen, wie Charakterlosigkeit
Sich proklamirt als höchste Politik,
Wie Pöbelschranzen mit den Fürstenschranzen
In aller Niedertracht wetteifern, wie
Die Arbeit hungert, wo der Diebstahl schwelgt,
Die Unzucht prangt in Seide und Geschmeide,
Wo Ehr- und Sittsamkeit in Hadern friert —
Wann müde du, zu hören, wie Tartüffe
Im Konventikel und auf offnem Markt,
Im Parlamentssal und im Kabinett
Die Heuchelei als aller Weisheit Schluß
Docirt und prakticirt — wann dir im Ohr
Ein Aergerniß die Fortschrittslitanei
Voll pralerischer Selbstgefälligkeit,
Wie auch das gift'ge Zanken der Partei'n,
Der Sesselkrieg, mit Phrasen aufgeputzt —
Wann satt und müde du von alledem,
Dann wende dich von dem Getümmel weg,
Weg von der Welt lackirten Raubgethiers,
Und such' abseits dir einen Erdenwinkel,
Wo's Menschen gibt noch, einfach, schlecht und recht.
Dort sieh' — auf daß du weiterleben lernest
Und dir mit Himmelsthau die quälend-bitt're

Menschenverachtung aus der Seele spülest —
Die nächste beste Mutter an! O sieh',
Wie sie für ihre Kinder fühlt und denkt,
Wacht, sorgt, schafft, leidet, betet, lebt und stirbt.
Die Unermüdlichkeit! Der Opfermuth!
Die Selbstvergessenheit und Liebesfülle!
Du sagst: „Das ist doch ganz natürlich.“ — Freilich!
Doch grade darum ist es wunderbar,
Ein hohes Wunder, weil im Menschlichsten
Erscheint das Göttliche so schlicht und groß.

## 6.

Fromm sein heißt, der Seele Schwingen rein
Vom Staub und Schmutz des Lebens dir bewahren
Und ihre Schwungkraft also stählen, daß
Sie aus dem Dunst und Qualm des Zeitlichen
Dich mühlos jede Stunde jeden Tags
Empor bis in die Aethersphäre tragen
Des Ewigen, allwo die Götter wandeln,
Die hohen Ideale, und die holden
Illusionen ihren Blumenreigen,
Den tröstlich-täuschungsvollen Reigen schlingen
Rings um den Thron der dunkeln Schicksalsmacht,
Die da verschleiert sitzt von Ewigkeit
Zu Ewigkeit und mit demselben Gleichmuth
Auf Welten, Sonnen, Menschen, Milben hinsieht, —
Das letzte Denkbare, das Urgeheimniß,
Unlösbar, unerforschlich, nur zu ehren
Mit Schweigen und Ergebung und Geduld.

## III.

# Philosophie des Bewussten.

Willst du mit aller Welt im Frieden leben,
So hüte dich, auch nur um einen Zoll
Ueber die Menge dich emporzuheben!
Und willst du, daß man nehme dich für voll,
Musst du versteh'n, dich möglichst leer zu geben.
Die Losung der Gesellschaft ist: „Es soll
Nur Mittelmäßiges sich machen breit da!
Ich selber bin die Mittelmäßigkeit ja."

Zieh' an des Ordinären Uniform!
Gemeinplatz mit Gemeinplatz zu bezahlen,
Das sei dir allezeit Gesetz und Norm.
Mahle nur Korn, das and're schon gemahlen,
Backe dein Brot in „meist gefragter" Form,
Will sagen: in der gangbar liberalen!
Ein bißchen Liberalismus — nicht zu viel!
Ziert ja den Mann von Bildung und Gefühl.

Nur niemals schwimmen gegen Strom und Mode,
Nein, mit dem Strom und mit der neu'sten Mode
stets!
Banaler Weg führt dich zu Amt und Brode!
Ich meine, beim Horaz in einer Ode steht's:
Die goldne Mittelstraße bis zum Tode
Einhalten, ist die richtige Methode stets;
Und sterbend noch befiehl du deinem Sohne
Den innigsten Respekt vor der Schablone!

Carrière-Keucher — Halt, da hör' ich kläffen
Dort hinten wo magistrum magistrorum:
„Schon wiederum mit einem Wort uns äffen,
Das zünftig nicht vor dem Schulmeisterforum?
Bei keinem Klassiker ist es zu treffen —
Carrière-Keucher? monstrum momonstrorum!
Die Keckheit! Was? Unglücklicher, vernimm —
Carrière-Keucher! Wo steht das im Grimm?

„Ei, unsereins könnt' zehnmal auf dem Kopf
'rumdreh'n sich lassen, ohne zu riskiren,
Daß unser patentirter armer Tropf
Von Hirn vermöcht' ein Wörtlein zu kreiren,
Das trüge nicht den lexikal'schen Zopf.
Was aber wir nicht können produciren,
Ist ein für allemal verpönt Gewächs —
Mediocritatis Codex § 6."

Der Mann hat recht, und nicht nur als Magister,
Sondern als Mensch auch, da von Unbedacht
Es immer zeugt, zu reizen den Philister,
Weil's Philisterium vorstellt eine Macht;

Und was für eine! „Hammel und Geschwister“
Hat ungestraft noch keiner ausgelacht.
Von England, Frankreich, Deutschland bis nach Birma
Reicht der Kredit ja dieser Riesenfirma.

Schmeichle dem souveränen Unverstand,
Willst, junger Mann, du dein Geschäft „poussiren“;
Heuchle dem souveränen Unverstand,
Willst machen deine Aktien „moussiren“;
Streichle den souveränen Unverstand,
Um desto leichter ihn zu eskomptiren;
Und schwindelst du, so hab' auch was davon:
Stiehl niemals unter einer Million!

In jeder Gans musst eine Schwänin sehen,
Willst du bei Weibern Hahn im Korbe sein;
Und bist du solch ein Hahn, so magst du krähen
So dumm und abgeschmackt, wie's dir fällt ein:
Die guten Gänse werden dich verstehen
Und schnattern tiefsympathisch hintendrein,
Man müsse dich gefühlerichst bestaunen
Als allerzart'sten unter den Kapaunen.

Thust du das Dümmste, was im deutschen Reich
Ein Mensch thun kann, gehst unter die Autoren,
So schreibe so, daß „unsre Leit'“ dir gleich
Den Stammbaum abseh'n an den großen Ohren.
„Hoch das Geschäft!“ mit diesem Schlachtruf zeuch
Den Stahl der Feder und verdien' dir Sporen
Im Dienst der zehnten Muse Sainte Reclame —
So wächst dein Anseh'n und gedeiht dein Name.

Machst Verse du — wer macht nicht welche zwischen
Zwölfen und Zwanzigen? — so gib nur acht,
Daß deiner Leier Töne nie entwischen,
Wie sie Natur entgegen dir gebracht.
Natur und Wahrheit? Bah, das ist zum zischen!
Poet der Mode, lyraleire sacht,
Ja, seicht und sachte wie Theekesselssäuseln,
Daß nicht im Zorn sich Damenlippen kräuseln.

Auskoche deinen Reimen Saft und Kraft
Und gib nur Worte, Phrasen und Tiraden!
Es ist unschicklich und fast flegelhaft,
Die Leute mit Gedanken zu beladen.
Doch machst du gar in deutscher Ahnenschaft,
So knete süßholzheldisch deinen Fladen
Aus de la Motte Fouqué und Madeleine Scudery
Und parfümir' das Ding mit eau de pruderie.

Hochpatriotisch sollst du sein, natürlich
Soweit der „Reichsanzeiger" es erlaubt.
Fleuch jeden Ort, allwo auch nur figürlich
Der Freiheitsdrache Höllenfeuer schnaubt.
Auch steht ein bißchen Christenthum dir zierlich:
Wohl dem, der gar nichts denkt und alles glaubt!
Denn heißen dich willkommen mal die Frommen,
Hast die Geheimrathsleiter bald erklommen.

Tief bücke dich vor dem Altar und Thron,
Doch tiefer vor dem Geldsack und noch tiefer,
Ja tiefest vor der Dummheit! Weißt ja schon,
Die Pfaffen sind ein mächtiges Geziefer
Und Fürsten sind langarmig, lieber Sohn.

Jedoch nur dann geht's mit dir schief und schiefer,
Wann je uneingedenk du könntest werden,
Daß Dummheit ist die größte Macht auf Erden.

Gefährlich ist es, das weiß männiglich,
Dem Volk zu leuchten mit der Wahrheit Fackel;
Doch triffst 'ne Lüge, feist, falstaffiglich,
Die schaff' dir an und mach' damit Spektakel!
So wirst zum „Volksmann" du ganz sicherlich,
Zum hochgefeierten Biertischorakel,
Und jubelnd windet man dir zweifelsohne
Aus Hopfenranken eine Bürgerkrone.

Das sind die Lehren der Philosophie —
Des Unbewussten nicht, doch des bewussten
Strebers, dem ideale Dünste nie
Trübten den Blick und das Gehirn berußten,
Den kein „Idol" und keine „Utopie"
Auf seinem Lebensgange beeinflussten.
Die Strophe hinkt; doch sei's in Gottesnamen,
Mein Garn ist aus — Punktum, Sela und Amen.

# Druckfehler,

welche in einer Anzahl von Exemplaren stehen geblieben sind.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite | 15, | Zeile | 7 | von unten „krititischen“ statt kritischen. |
| „ | 16, | „ | 5 und 9 | von unten „einer“ statt eine. |
| „ | 21, | „ | 3 | von oben „Entwickelungseifer“ statt Entdeckungseifer. |
| „ | 68. | „ | 11 | von unten „p. 112“ statt p. 12. |
| „ | 159, | „ | 4 | von unten „Eqipage“ statt Equipage. |